



Berlin, den 20. Mai 1899.

Der Sohn des Trostes.

Am Busch, nah bei der stillen Bureaukratenstadt 's Gravenhage, sind die Gesandten der mit Kulturfirniß getränkten Mächte vereint. Der Weiße Jar rief und Alle kamen. Nicht Alle gern. Manchen verdroß es, daß er, der in seinen Grenzen Gewalttige, dem Ruf Watjuschkas folgen, dem kaum mannbar Gewordenen die Führerschaft überlassen mußte. Mancher hielt das Ganze für mäßige Spielerei, die ernste, würdige Männer eigentlich nicht mitmachen dürften. Und Manchem schienen die heiligsten Güter der Nationen bedroht, da Gedanken, die sonst nur aus dem Murren und Grollen der Umsturzparteien hervorklangen, nun von Europas letztem Despoten die mystische Weihe empfingen. Sie kamen, — doch ohne Inbrunst, ohne den stärkenden Glauben, der auf neuer, noch unbetretener Bahn halb schon den Sieg verbürgt. Die Monarchen, die, auch auf den Ruf eines russischen Jaren, im September 1815 die Heilige Alliance schufen, hatten diesen Glauben. Ihnen war es gelungen, Bonaparte, das schreckende Ungeheuer der Apokalypse, niederzuzwingen, sie waren des Geistes voll und hatten wirklich, wie es in den Anfangssätzen der längst vergilbten Urkunde hieß, „die innige Ueberzeugung, daß es geboten ist, die Beziehungen und das Verhalten der Mächte auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, die uns die ewige Religion des göttlichen Erlösers lehrt.“ Dennoch wurde der Idealzustand nicht erreicht, den der schlaue Verfasser des Traktates so reizend geschildert hatte: „Die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, die nicht etwa nur für das Privatleben be-

stimmend sind, sondern auch auf die Entschliessungen der Fürsten unmittelbaren Einfluß haben, sollen fortan allein und unverfälscht für alle menschlichen Einrichtungen gelten.“ Und heute, da seit den Tagen der Frau von Krüdener fast ein Jahrhundert verstrichen ist, das Jahrhundert, das die Lehre von der Auslese der Tüchtigsten im Daseinskampf wachsen sah und, nach Dodels hübschem Wort, von Moses zu Darwin führte, — heute soll die Christianisierung des politischen Geistes gelingen? Frau von Suttner soll zu schauen beschieden sein, was dem feuchten Blick der Krüdener verjagt blieb? Tolstoi, der neben der unerschrockenen und unermüdlchen Oesterreicherin heute hier zum Wort kommt, sieht in der haager Konferenz nur eine Heuchlerkomoedie und Romas großer Historiker Theodor Mommsen, der den Julius Caesar so gut und den Otto Bismarck so schlecht verstand, nennt sie einen Druckfehler in der Weltgeschichte, den zu kommentiren, eines ernstest Gelehrten unwürdig sei. Nur die lauen Vaodicäer, denen die liberale Phrase zu Gebot steht, der soziale Muth aber fehlt und die ihr Klasseninteresse gern mit glitzernder Rede umgölden, nur sie jubeln laut in die mäthlich erwärmten Rüfte, verkünden den im Osten dämmernden Völkerfrühling und stimmen ihre Zeitartikel pfingstlich, als wäre der Heilige Geist schon ausgegossen auf alles Fleisch.

* * *

In der Apostelgeschichte liest man vom Tage der ersten Pfingsten. Ein Brausen vom Himmel, ein Predigen in feurigen Zungen, die anders klangen denn vorher und Jeglichem seine Heimathsprache ins Ohr trugen, ein großes Wundern in der Menge, die bestürzt also sprach: „Sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galilaea? Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?“ So ist es stets, wenn ein Neues werden will: Jeder wähnt dann zunächst, nun nahe seinen besonderen Wünschen die Erfüllung, Jeder glaubt, in dem neuen Ton die alten, ihm vertrauten Schallbilder zu sehen. So wird es auch diesmal sein. Wenn das Haus im haager Busch wieder leersteht, wird jede Macht, jede Volksgruppe einen Triumphgesang anstimmen, weil Alles so gekommen sei, wie sie es vorausgesagt habe. Die Leute der Friedensliga werden sagen, ihr Gedanke sei im Busch zur Blüthe gereift, die Kriegerischen, der Liebe Muth sei vergebens gewesen, und die Sozialisten, es habe sich wieder einmal gezeigt, daß die Befreiung der Menschheit nur das Werk der Arbeiterklasse sein könne. Nur ein kleines Häuflein ernst Bestimmter, die nicht süßen Weines voll sind und nicht das

Heil und die Wahrheit in Händen zu halten behaupten, wird, wie einst die Schaar im Lande der Juden, unruhvoll fragen: Was will Das werden?

* * *

Ein Neues gewiß; ob auch ein Nützliches? Kein Energieaufwand geht völlig spurlos verloren; doch er kann in ganz anderer Richtung, zu ganz anderem Zweck wirken, als der Urheber ahnte. Es handelt sich um den Versuch, gewandelten Formen der Kultur, des Rechtes und der Wirthschaft einen Theil des christlichen Gedankeninhaltes zurückzugewinnen, — um einen Versuch, der auch in allen sozialistischen Bestrebungen sichtbar ist. Der Kampf um den Nahrungspielraum des Einzelnen und der Volkheiten, um gesellschaftliche und weltpolitische Geltung ist so hart, so unerbittlich grausam geworden, er wird mit so feinen, geräuschlos mörderischen Wehrinstrumenten geführt, daß die alte Sehnsucht nach einem das Menschengefühl befriedigenden Ausgleich wieder erwachen mußte. Das Jenseits ist, das bessere, gar so fern; vielleicht ist schon hienieden der Ausgleich möglich. Ein Zufall, der kluge Plan einer seit Kindesbeinen politisch fühlenden Britin, wirthschaftliche Noth oder ein unbestimmter Thatendrang weht den Funken in eines Jaren Hirn und das irre Flämmchen umglingelt die von gezähmter Menschheit bewohnte Erde. Herr Nikolai kann der Glaube nicht fränken, daß er wohl kaum klar wußte, was er begann, als er in eine demokratisirte und industrialisirte Welt seinen Votruf ergehen ließ. Ihm mag Herr Witte, der ungewöhnlich begabte Dilettant, gesagt haben, in dem brach liegenden, mit einer rasch wachsenden Riesenbevölkerung übersäten Russenreich seien ernste Reformen, sei eine wirksame Förderung des Volksunterrichtes, des Körnerbaues und der Industrie erst möglich, wenn zu Land und zu Wasser eine Begrenzung der Rüstungslast, die Milliarden verschlingt, zu erreichen sei. Das wäre ein Ziel, wäre die Aufgabe eines slavischen Heilands. Der Großrusse hat kein kriegerisches Temperament; er trinkt Thee, raucht seinen Pappros und beugt sich fromm vor jeder himmlischen und irdischen Autorität. Wer über ein solches Volk herrscht, über einen in merkwürdig komplizirter Einheit der Weltanschauung erwachsenen Islam, Der kann so ziemlich Alles wagen: er läßt in seinen Münzen ja die Wahrheit prägen, — die Wahrheit, die er nützen kann. Rußland hat seine wichtigsten Siege durch lautloses Warten, durch kutusowische Apathie errungen und auf offenem Schlachtfeld oft schwere Niederlagen erlebt. Das Volk ist durch das Klima und durch die schnell wechselnden Thaten der Mono-

machen an jähe Wandlungen gewöhnt und wundert sich nicht, wenn, ehe noch der Schnee völlig schmolz, ringsum schon Blumen erblühen. Mit solchem Boden konnte der zweite Nikolaus rechnen; und aus der dünnen Oberschicht der Sapadniki droht ihm einstweilen keine Gefahr: noch ist der Ruffilmwall zu dicht, auch ohne Waffen zu stark. Mancher europäische Monarch, manche in Europa herrschende Klasse hat aber überhaupt keinen anderen Schutz mehr als die Armer; die wehrt wilde Wünsche des Proletariates ab, die erobert neue Absatzmärkte, treibt die Konkurrenten zu Paaren und erzwingt dem Händler die einträgliche Kundschaft. Rußland schafft sich erst jetzt eine Industrie, es hat den asiatischen Riesenmarkt vor der offenen Thür, die Kunden können ihm nicht entgehen und es braucht Ruhe, um den Uebergang in die Verkehrsformen des Kapitalismus ungestört vollziehen zu können. Europa hat eine dem Großkapital versprochene, auf den Export angewiesene Industrie und braucht Heere, um ihr Raum zu erobern und die innere Kultivierung solcher Gebiete zu hindern, die es noch ein paar Jahrzehnte mindestens als Kolonien kaufmännisch ausbeuten möchte. Europa wird bereit sein, Organe für Funktionen zu schaffen, wie sie im bürgerlichen Verkehr die zur Versicherung des Lebens und Eigenthums gegründeten Gesellschaften, die Kartelle, Syndikate, Ringe erfüllen; und je nach dem Standpunkt und der Grundfarbe des Temperamentes werden die Meinungen darüber auseinandergehen, ob solche Neubildungen dem von Neid und Feindschaft umlagerten, kaum noch fest gefügten Deutschen Reich dauernd nützlich werden können. Den Christenfrieden aber, den der junge Romanow auf seiner sicheren Höhe träumt, kann kein in Europa Mächtiger gewähren, wenn er nicht willig ist, Opfer zu bringen, — Opfer an Macht, an Hoffnung, Ruhm und Gewinn.

Noch hat für das im Nebel verschwimmende Ideal, das man „Die Friedenssache“ nennt, kein Einziger ein ihn wichtig dünkendes Interesse geopfert, Keiner, auch der Weiße Jar nicht. Mit Reden, Artikeln, Brochuren stiftet man keinen neuen Glauben; dazu bedarf es der Blutzengen. Der radikale Uchryst von Jasnjaja Poljana hat Recht: sein Mittel ist unklug gewählt, sein Grundgedanke aber trifft das Wesen der Sache. Den Weg zur Wiege einer Religion, für die unter der Oberfläche die Zeit reif geworden war, hat immer das Blut der Märtyrer gedüngt. Wo sind die Blutzengen der Friedenssache? . . . Von den im Haag versammelten Herren, die nicht legitimirt sind, für das moderne Europa das Wort zu führen, will und darf Keiner dulden, daß seines Volkes Vortheil geschmälert wird; sie werden in Zungen reden, die anders klingen denn vorher und jeglichem Hörer seine Frei-

mathsprache ins Ohr zu tragen scheinen, und wenn die Reden verhallt sind, wird äußerlich Alles beim Alten sein. Und in den Völkern selbst regt sich kein Heiliger Geist, keine Bereitschaft, für ein neues Glaubensziel in Noth und Tod zu gehen. Das sieht nicht nach Pfingsten aus.

Nach Petri mählicher Predigt erlebte die junge Christenheit andere Zeichen. Durch des Apostels Hand wirkte an dem vom Mutterleib Nahmen der Glaube ein Wunder: der seit der Geburt vom mitleidigen Menschen Getragene richtete sich hoch auf, Schenkel und Knöchel standen ihm fest und er sprang gleich einem Bäcklein und lobte den Herrn, der Solches vollbracht hatte. Und ein fast noch größeres Wunder geschah: ein Armer gab dem neuen Bund seine ganze Habe. „Joses, mit dem Zunamen von den Aposteln genannt Barnabas, Das heißet ein Sohn des Trostes, vom Geschlecht ein Levit aus Cypern, hatte einen Acker, verkaufte ihn, brachte das Geld und legte es zu der Apostel Füßen.“ Er hatte nicht viel; doch er gab, was er hatte, und seines Beispieles Kraft war größer als aller Thaumaturgen Zaubervermögen: die Armen folgten ihm und die kleinen Besitzer, — und ihrer treuen Gemeinschaft entkeimte das neue Heil . . . Nein: die Zeit ist noch nicht erfüllt und noch kündet kein Sohn des Trostes ihr Nahen. Aus träger Winterstarrheit ist die nordische Natur erwacht, sogar aus niedrigen Festungsfenstern blickt man auf lenzlich blühende Bäume und bald wird der Pfingstglocken heller Ton die Freudenmär von der Ausgießung des Heiligen Geistes durch die feiertägig belebten Lande tragen. Denen aber, die ernsten Sinnes und nicht süßen Weines voll in den haager Busch schauen, zeigt sich am umwölften Himmel kein Friedenszeichen und kein Sohn des Trostes kommt, mit froher Opferthat ihre bangen Zweifel in das Dunkel zu scheuchen, dem für Europa die Pfingstsonne entsteigen soll.



Die Waffen nieder!

Was sich nun im Haag abspielen wird, bei der Berathung, die der Einberuher selbst ein „Vorzeichen des nächsten Jahrhunderts“ genannt hat, Das wird — um noch einmal mit Nikolaus dem Zweiten zu reden — nur der „Keim“ des Neuen sein, dessen Entwicklung dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten bleiben wird.

Dass das Ziel der Konferenz auf den ersten Wurf erreicht werde, ist physisch und moralisch ausgeschlossen, — nicht etwa, weil die gestellten Aufgaben an sich unlösbar wären, sondern weil die Elemente, die da zusammenkommen, der Mehrzahl nach innerlich diesen Aufgaben noch widerstreben. Erst nach und nach kann ein intergouvernementaler Arcopag entstehen, der die zweiseitigen und feindlichen Elemente entweder ausscheidet oder durch die sieghafte Macht der Idee befehrt und in sich aufnimmt.

Im Jahre 1892, als die vierte interparlamentarische Konferenz zu Bern tagte, veranstaltete die schweizer Regierung ein Bankett, auf dem der spätere Bundespräsident Schenk die Worte sprach: „Es freut mich, die Volksvertreter verschiedener Nationen versammelt zu sehen, um über Frieden und Schiedsgerichte zu berathen; noch mehr werde ich mich aber an dem Tage freuen, wo die Bevollmächtigten verschiedener Regierungen zu dem selben Zweck zusammentreten. Und dieser Tag wird kommen.“

Er ist gekommen!

Noch freudiger wäre freilich der Tag zu begrüßen, an dem, statt der mit allerlei Instruktionen und mit gebundener Marschrouten versehenen Abgesandten, die Staatsoberhäupter selbst sich versammelten, um über die Befreiung der Völker von der Last der Rüstungen Rathes zu pflegen. Vielleicht wird einst auch dieser Tag noch kommen.

Wir stehen vor der ersten offiziellen internationalen Friedenskonferenz, — und diese Thatsache ist einstweilen schon merkwürdig genug.

Seit dem Erscheinen des Zarenmanifestes ist so viel gendörgelt, getrittelt, verdächtigt und daneben auch — als handelte es sich um die unwichtigste Lappalie — so beharrlich geschwiegen worden, daß sein Ziel und sein leitender Grundgedanke dem Bewußtsein der Welt beinahe verloren gegangen sind. Vielleicht sogar dem Bewußtsein der meisten Delegirten. Auf ihren Pulten wird das Programm des zweiten murawiewschen Rundschreibens mit seinen acht Paragraphen liegen; aber gut wäre es, wenn von den Wänden des Berathungssaales in flammenden Schriftzeichen die Worte leuchteten, die als eine frohe Botschaft durch das erste Manifest in die Welt hinausgetragen wurden:

„Dem Unheil vorzubeugen, das die ganze Welt bedroht: Das ist heute die höchste Pflicht aller Staaten!“

„Allen Völkern die Sicherung der Wohlthaten des wahren und dauernden Friedens!“

„Die jetzt in unproduktiver Weise verbrauchten Kräfte ihrer natürlichen Bestimmung, der Volkswohlthat, zuführen!“

„Solibariſche Weihe der Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit!“

„Mit Gottes Hilfe ſei die Konferenz ein günſtiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts!“

Der Geiſt dieſer Sätze ſollte die Belegirten erfüllen und auch der lauſchenden und harrenden Mitwelt gegenwärtig bleiben. Denn ſie hat ein begründetes Anrecht darauf, daß das feierlich verkündete Heil, in deſſen Namen die Abgeſandten aller Mächte einberufen wurden und dem Ruſe folgten, verwirklicht werde.

Nicht möglich, ſagen die Gegner. Ueberaus ſchwierig . . . unüberſteigliche Hinderniſſe, ſagen die ſogenannten Praktiker. Nun, die Unmöglichkeit müßte erſt bewieſen werden; und Hinderniſſe können bei gutem Willen hinweggeräumt werden. Die Konferenz iſt ja nicht einberufen, um die Verwirklichung der aufgeſtellten Ziele durchzuführen, ſondern, wie es ausdrücklich im Text des Manifeſtes hieß, um die Mittel zur Verwirklichung zu ſuchen. Man ſpricht von einer Abrüſtungskonferenz. Das iſt ein falſches Schlagwort, das ſich leider beinahe eingebürgert hat. Das Wort „Abrüſtung“ kommt in dem ganzen Manifeſt nicht vor. Der Zar forderte die Regierungen nur auf, die Mittel zu ſuchen, die dem jeztigen zum Verderben führenden Zuſtand einander überbietender Rüſtungen — dem latenten Feindſchaftszuſtand — ein Ende machen und einen wahren, dauernden Frieden herbeiführen könnten. Es iſt alſo ganz und gar eine Friedenskonferenz, zu der die Einladungen ergangen ſind. Natürlich: wenn jene Mittel gefunden — und in der Folge angewendet — werden, die „den Frieden ſichern“, ſo fällt die Veranlaſſung zu fortgeſetzter Kriegsbereitſchaft hinweg. Die Abrüſtung kann aber erſt eintreten, nachdem das Ziel erreicht ſein wird; ſie kann nicht der Weg ſein, der dahin führt. Alſo iſt es ganz müßig, ſich den Kopf über Modalitäten dieſer Abrüſtung zu zerbrechen oder die Schwierigkeiten und Gefahren — meinetwegen auch die Unausführbarkeit — einer vorgängigen Ablegung der Kriegsrüſtung hervorzuheben. In der That: ſo lange die Beziehungen zwiſchen den einzelnen Staaten auf einem Zuſtand rechtloſer Feindſeligkeit, auf Gewalt und Hinterliſt beruhen, iſt eine Abrüſtung unausführbar und würde niemals die Gewähr des „wahren“ Friedens bieten. Wird dieſer Zuſtand beſeitigt, ſo folgt die Abrüſtung — ohne Schwierigkeiten — von ſelbſt nach.

Von den acht Punkten des zweiten miramioviſchen Randſchreibens betreffen fünf die Humaniſirung des Krieges. Davon war in der erſten Botſchaft nicht die Rede und es handelt ſich da wohl nur um eine Konzeſſion an Die, denen noch immer der Krieg als etwas Unvermeidliches gilt. Eben

so war es auf den ersten privaten Friedenskongressen und interparlamentarischen Konferenzen. Auch da wurden solche Fragen aufgeworfen, von den konsequenten Friedensfreunden aber als sie nicht angehend zurückgewiesen und schließlich von den Tagesordnungen abgesetzt. Die Widerrung der unausbleiblichen Kriegsgräucl ist ganz gewiß auch erstrebenswerth, aber nicht Sache Derer, die ihre Kraft dafür einsetzen wollen, daß es überhaupt nicht zu diesen Gräueln komme. Frédéric Passy sagt treffend: „Man humanisirt das Gemetzel nicht, weil es gar zu abscheulich geworden ist, sondern man empfindet Abscheu davor und will es unmöglich machen, weil man sich humanisirt hat.“

Die Anhänger des Krieges, die Feinde der ganzen Friedensbewegung haben sich denn auch sofort darauf geworfen, die auf Erweiterung der Genfer Konvention abzielenden Programmpunkte als das einzig Erreichbare hinzustellen; und ein großer Theil der Presse hat sich bemüht, die allgemeine Erwartung darauf herabzustimmen. Wie gewissenlos es ist, von vorn herein zu proklamiren, daß alle Welt zufrieden sein würde, auch wenn der Abgrund nicht geschlossen wird und nur einige Erleichterungen des Loses der unglücklichen Opfer vereinbart werden, — wie gewissenlos und herzlos Das ist, sehen diese Verather der öffentlichen Meinung vermuthlich nicht ein. Zum Glück begreift das Programm aber noch Anderes. Der achte Paragraph lautet:

„Grundsätzliche Annahme der guten Dienste, der Vermittelung und des fakultativen Schiedsgerichts, um bewaffnete Konflikte zu verhüten; Verständigung über ihren Anwendungsmodus und Einführung eines einheitlichen Verfahrens in ihrer Anwendung.“

Daß die Gegenstände, die mit den Bestrebungen des Rothen Kreuzes zusammenhängen, die Konferenz ausschließlich in Anspruch nehmen werden, ist also nicht zu befürchten; denn in der aus dem Haag versandten Einladung heißt es: „daß auf der Konferenz sämmtliche im diesjährigen Rundschreiben hervorgehobenen und alle anderen Fragen erörtert werden sollen, die mit den im Rundschreiben vom vierundzwanzigten August 1898 erörterten Gedanken im Zusammenhang stehen.“

Diese Gedanken sind inzwischen nicht verblaßt. Unbeirrt durch Alles, was seitdem geschrieben und gesprochen worden ist, hält der Zar an seinen Idealen fest. In dem kaiserlichen Handschreiben an den Botschafter Staat, daß der russische „Regierungsbote“ am Ostersonntag veröffentlichte, heißt es:

„Georg Georgjewitsch! Ihre Verdienste (friedliche Beilegung politischer Differenzen und Festigung des freundschaftlichen Verhältnisses zu England) veranlassen mich, Sie mit den Pflichten der Vertretung Rußlands auf der im Haag zur Erleichterung der Last der Rüstungen und zur Sicherung des Weltfriedens einberufenen Konferenz zu betrauen. Ich bin überzeugt, daß Sie aus Ihrer aufrechten Anhänglichkeit an Thron und Vaterland die Kraft schöpfen werden, um

Ihre Mission erfolgreich durchzuführen und dadurch zur Förderung dieser mein Herz so nahe angehenden Frage beizutragen."

Mit dem bloßen Schutz des Privateigenthumes in einem künftigen Seekrieg kann weder der Sehnsucht der Völker noch dem Herzen des Zaren Genüge gethan werden.

Uebrigens tritt seit neuester Zeit die Frage auf: Wie wird es überhaupt noch möglich sein, künftige Kriege zu führen? Auch diese Frage wird die Konferenz beschäftigen. Schneller vielleicht als durch theoretische Grübeleien oder durch Studienkommissionen wird sie durch die sich täglich häufenden Erfindungen beantwortet werden. Flüßige Luft, Entsendung elektrischer Ströme ohne Draht, Flugmaschinen: Das sind die Vorboten einer Ära, in der der Krieg einfach technisch unmöglich sein wird. Aber selbst bei der heutigen Lage der Dinge ist diese Frage schon von großer Bedeutung. Sie wird in dem Werk des Staatsrathes Bloch — einem Werk, dem der Kaiser von Rußland besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat — klar formulirt und es ist zu wünschen, daß es keinem der nach dem Haag entsandten Delegirten unbekannt geblieben sein möge. Denn Das ist ja sicher: nicht nur Zweifler, sondern auch entschiedene Gegner werden an den Beratungen theilnehmen. Aber sie können in den Bannkreis der Idee gezogen werden, in deren Namen sie versammelt sind, und aus der Konferenz muß Gutes hervorgehen, wären es auch nur einige Ansätze, einige Fundamente zum künftigen Weltbau des Rechtes. Der Delegirte einer großen Macht und ihr bevollmächtigter Minister — seinen Namen darf ich ohne Erlaubniß nicht preisgeben — schrieb mir vor wenigen Tagen:

"Ich glaube, und je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß die Konferenz sich der Nothwendigkeit nicht wird entziehen können, etwas Gutes zu schaffen, — mehr, als man erwartet. Die Mitglieder werden die Offenbarung der lebendigen Welt fühlen, die Wünsche der Menschheit und der nahen, fürchterlichen Gefahren, die Europas Ruhe bedrohen . . .

Keine der im Haag vertretenen Regierungen wird sich der Unpopularität, der Unzufriedenheit, dem Gelächter der Volksmassen aussetzen wollen, die durch ein Scheitern oder durch einen elenden Trugserfolg hervorgerufen würden.

Man wird also, freiwillig oder widerwillig, etwas Gutes bieten und, einmal auf diesem Pfade, bis ans Ende gehen müssen. Man wird nicht mehr innehalten können, — innehalten dürfen."

Daß der Mann, der mir also schrieb, nicht der Freiherr Karl von Stengel ist, brauche ich nicht zu versichern. Die Ernennung des Verfassers der Spottschrift „Der ewige Friede" zum deutschen Delegirten an der Konferenz — eine Ernennung, die auch in Deutschland selbst Proteste von vielen Seiten hervorgerufen hat — ist in weiten Kreisen schmerzlich empfunden worden. Die Auftraggeber des münchener Professors gehören zu den Zweiflern. „Es ist ein Fehler in der angestellten Rechnung": so sprach vor den Märkern mit Bezug auf die

Konferenz der Deutsche Kaiser, der den Frieden liebt und den Frieden will, den Krieg aber für unvermeidlich hält. Wäre dieser Zweifel aus seiner Seele zu bannen: bei wem könnten dann die Pläne des Zaren einen feurigeren und mächtigeren Helfer finden als gerade bei ihm? Bei ihm, der „die persönliche Verantwortung dem Herrscher im Himmel gegenüber“ so häufig und so stark betont hat und der von dem „erhabensten und ergreifendsten Eindruck“ sprach, als er auf dem Delberg gestanden hatte, — auf der Stelle, wo „der größte Kampf, der je auf Erden ausgefochten worden ist, der Kampf um die Erlösung der Menschheit, ausgefochten wurde“?

Ausgefochten? Nicht doch. Noch ist die Menschheit unerlöst, noch schütteln Krieg und Haß, Neid und Ueberlistung ihre Schlangen.

Diese Uebel aus der Welt schaffen zu wollen —: Das ist doch wohl kein „Fehler in der Rechnung“, sondern nur eine Fortsetzung des großen, noch unausgefochtenen Erlösungskampfes.

Jedenfalls wird der Deutsche Kaiser mit tiefer Aufmerksamkeit das im Haag begonnene Friedenswerk verfolgen; und wird auch er von jenen Ideen ergriffen, die das Ziel der Bewegung bilden, so würde er berufen sein, sie in ungeahntem Tempo zu beschleunigen. Moritz von Egidy, der ein Kämpfer für den Frieden geworden und ein monarchisch-gehimter treuer Soldat geblieben war, ließ niemals von der Hoffnung ab, einst vor den Herrscher hintreten zu können und ihm zu sagen, was im Gewissen der Zeit lebt, was im Herzen des Volkes pulst. Des Volkes! Da mußte man nun staunend erfahren, wie ablehnend, wie kalt sich gerade die Klassen der Konferenz gegenüber verhalten, die den Militarismus sonst zu bekämpfen nicht müde werden, und wie sie durch diese Haltung ihren eigenen Gegnern in die Hände arbeiten. Die Sozialdemokratie will nicht zugeben, daß von der Bourgeoisie oder gar von dem verhassten russischen Autokraten etwas Gutes kommen könne. Auch sie will den Völkerfrieden, aber ihr Mittel ist die vorherige Vermittlung ihres Programmes. Freilich würde, wenn dieses Programm durchgeführt wäre, auch der allgemeine Friede gesichert sein. Aber ist Das nicht ein sehr weiter und sehr zweifelhafter Weg? Ist es zum Mindesten nicht ersprießlicher, diesen einen Punkt von den übrigen Programmpunkten zu trennen und ihn schon jetzt von Denen, die gegenwärtig die Macht dazu in Händen haben, erledigen zu lassen? Kann der demokratische Sozialismus überhaupt seine anderen Forderungen durchsetzen, wenn das Gewaltsystem fortbesteht und zu weiterem Ruin und Elend, zu verheerenden Zukunftskriegen und zu Millionenmordeleien führt? Die soziale Frage will doch auf dem Entwicklungswege gefördert werden; der Militarismus hemmt aber die Entwicklung. Ein künftiger Krieg wird die Kultur nicht nur stören, sondern zurückschleudern.

Da steht ein wankendes, unwohnliches Gebäude. Besonders ein

Söllner droht stündlich einzustürzen. Sein Besitzer erklärt, ihn abtragen zu wollen. „Die trauen wir nicht!“ rufen die Leute unten. „Wir helfen Dir auch nicht... wir wollen ja das ganze Haus neu aufbauen, dann droht auch von diesem Söllner uns keine Gefahr mehr.“ Sprechend, entwarfen die Pläne für das neue Haus, — und dieser Theil des Hauses, das gefährlichste Stück des morschen Baues, stürzte auf die Leute herab und begrub sie sammt ihren Plänen unter Geröll und Schutt...

Erfreulicher Weise haben nicht überall die Arbeiter diese ablehnende Haltung eingenommen. Die englische organisierte Arbeiterschaft hat einen Aufruf an die festländischen Kameraden gerichtet, der mit den Worten schließt:

„Beim Gedanken an all das Leid, das vom Militarismus ausgeht, und an den großen Nutzen, der der Industrie erwachsen würde, falls einmal wirklich seinem Unsißgreifen Einhalt gethan werden könnte, sind wir so tief bewegt, daß alles Andere, was uns trennt, schweigen muß, um uns die Möglichkeit zu geben, uns zu einigen zur kräftigen Unterstützung des Vorschlages des russischen Kaisers und Euch dringend aufzufordern, Euch unserem Kreuzzug des Friedens anzuschließen. Freunde! Die Arbeiter der ganzen Welt haben hinter sich eine lange, finstere Nacht unsäglicher Leiden, deren Ursache der Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen war. Freuen wir uns deshalb, daß ein Lichtstrahl (selbst wenn er von Rußland ausgeht) uns das Morgenroth eines glücklichen Tages verklärt!“

Wie lange wird die Zeit dauern, die den ersten Morgenstrahl vom Tage trennt? Das weiß Keiner. Entwicklung ist die Lösung der Gegenwart. Auch die intergouvernementale Konferenz ist eine Institution, die der Entwicklung bedarf, die also — Das ist der Friedensfreunde liebste Hoffnung — zu einer dauernden Institution werden möge. Dadurch würde auch der Außenwelt Zeit gewährt, sich fortzuentwickeln: Verständniß, ernster Wille und Begeisterung müssen überall noch wachsen. Daß Dies geschehen wird, kann man zuversichtlich hoffen, wenn man sieht, welche Strecke bereits von den ersten verspotteten Versuchen bis zu der haager Konferenz zurückgelegt worden ist, auf die jetzt ganz Europa seine Blicke richtet.

Als Richterin wird die Nachwelt walten. Schwere Anklage wird sie gegen Die erheben, die sich bemühen, den Geist zu töten, der die bedrohte Kultur retten will. Also hält stumm ihren Griffel in der Rechten; aber der Band „Kriegsgeschichte“ dürfte ausgeschrieben sein. Sie trägt noch immer Helden- und Ruhmesthaten und Schandthaten ein, aber das Buch, das sie jetzt zur Hand genommen hat, heißt: Kulturgeschichte. Da werden die Thaten unter neue Werthtabellen eingeordnet werden.

Schloß Hartmannsdorf
in Nieder-Oesterreich.

Bertha von Suttner.



Die Friedenskonferenz.

Sraf Bjorn Nikolajewitsch Tolstoi erhielt aus Schweden neulich den folgenden Brief:

Sehr geehrter Bjorn Nikolajewitsch!

Da wir Ihre Sympathie für die Menschen kennen, die auf hohem sittlichen Niveau über die sie umgebende Menge hervortragen und von ihr aus Mißverständniß Verfolgungen erdulden, rechnen wir Unterzeichneten auf Ihre wohlwollende Hilfe.

Während der letzten zehn Jahre sind mehr als dreißig maßlose junge Leute zu Gefängniß und zu Strafarbeiten — manche zu drei- bis viermonatigen — verurtheilt worden, weil sie, ihren Ueberzeugungen folgend, den Militärdienst verweigerten. Wegen solche Maßregelungen wurden in letzter Zeit viele Stimmen laut, und nachdem aus diesem Anlaß im Jahre 1898 eine Anfrage an den Reichstag ergangen war und die zweite Kammer sich bewegt gefühlt hatte, eine Petition an Seine Majestät zu richten, übergab die Regierung die Frage, ob Jemand, dessen Gewissen ihm verbietet, Waffen zu tragen, in Friedenszeiten davon befreit und statt Dessen zu geeigneten Arbeiten angehalten werden könne, zur Verathung an ein besonderes Komitee.

So steht jetzt diese Frage bei uns.

Aber sie hat nicht allein für unser Land eine Bedeutung: sie muß als eine, die die ganze Menschheit angeht, auch in anderen Ländern erörtert werden.

Das bestehende System der Militärpflicht schuf Märtyrer in Norwegen, Dänemark, Deutschland, Oesterreich, Rußland und überhaupt in der ganzen christlichen Welt; überall kam es vor, daß junge Leute, die nichts weiter thun wollten, als ihrem Gewissen gemäß handeln, das nämliche Schicksal theilten: sie wurden überall zu den Verbrechern gezählt und mit ihnen verurtheilt.

Niemand weiß Das besser als Sie, Herr Graf, und Niemand verstand besser als Sie, das Uebel zu bekämpfen. Aber wir wissen nicht, ob Sie daran gedacht haben, daß es vielleicht angezeigt wäre, diese Frage namentlich jetzt den Regierungen zu unterbreiten, jetzt, wo man sich zur großen Abrüstungskonferenz vorbereitet; und daher möchten wir Sie bitten, darüber nachzudenken. Es scheint uns, daß diese Frage nie rechtzeitiger angeregt werden könnte als jetzt, wo die Vertreter der Regierungen der großen Kulturstaaten sich versammeln sollen, um Mittel für die Vinderung der Leiden des Krieges ausfindig zu machen. Da es sich hierbei nicht nur um eine Verringerung von Summen handelt, die für Kriegsvorrichtungen verausgabt werden, sondern auch, wie wir hoffen, darum, den Kriegen selbst entgegenzuwirken oder wenigstens die Möglichkeit ihres Entstehens oder nur ihre Schrecken zu vermindern, werden die versammelten Regierungsvertreter unsere Erklärung anhören müssen; denn der Zweck des Kongresses würde nicht gestatten, eine so wichtige, im Interesse der Menschlichkeit liegende Erklärung zu ignoriren. Berücksichtigen die Mitglieder des Kongresses unsere Erklärung nicht, so zeigen sie damit der ganzen Welt, daß ihnen humane Absichten fehlen, wie man sie von Leuten verlangen muß, die die edlen und humanen Ideen des friedliebenden Jaren verwirklichen wollen.

Wie weit man diese Ideen verwirklichen wird, ist nicht vorauszu sehen. Angesichts einer verworrenen Lage, die in jüngster Zeit die ganze Welt in Brand zu setzen drohte, sind erhebliche Resultate von der Konferenz kaum zu erwarten. Würde man sich aber entschließen, dem Beispiel Schwedens folgend, den Regierungen, die es angeht, die Frage vorzulegen, was mit dem Deuten geschehen soll, die sich aus religiöser Ueberzeugung weigern, die Militärpflicht zu erfüllen, so würde die Konferenz sicherlich nicht ohne Bedeutung bleiben. Auf diese Weise wird eine vollständige Entwaffnung freilich nicht erreicht, sondern die Zahl der Truppen wird höchstens um ein paar hundert Mann, die von der Theilnahme an den Rüstungen befreit werden, verringert; damit wäre aber immerhin der erste Schritt zum eigentlichen Ziel gethan.

Man wird nun sagen: Wenn es Jedem freigestellt wird, den Forderungen seines Gewissens folgend, dem Militärdienst abzulehnen, so entsteht daraus ein allgemeiner Militärstreik. Es genügt, darauf zu erwidern, daß es sich hier nicht um eine Befreiung von Bürgerpflichten, sondern um die Verwandlung der Militärpflicht in eine andere Pflicht handelt, die den Forderungen des Gewissens nicht widerspricht, wie z. B. die Pflicht zum Forstdienst, zur Trockenlegung von Sümpfen, zu Eisenbahnarbeiten und ähnlichen Diensten.

Wenn nun aber eine zu große Anzahl von solchen Deuten vorhanden ist? Was kann Das schaden? Wir bekommen dann ein Kulturheer, das produktive und nützliche Arbeit verrichtet. So könnten sich die Heere allmählich in gesellschaftliche Heilsarmeen umbilden, die Sümpfe urbar machen, Wohnungen bauen, Wüstemeien in fruchtbare Fluren verwandeln, auf denen sich Arme ernähren können.

Das Problem der Abrüstung würde dann die natürliche Lösung finden, die durch keine gesetzgeberischen Maßregeln, so wohlgemeint sie auch sein mögen, erreicht werden kann.

Man könnte noch einwenden, daß es unverständlich wäre, das zarische Programm der Friedenskonferenz mit Nebenfragen zu belassen; aber wir glauben, daß Dies keine Nebenfrage, sondern die Hauptfrage ist und daher in erster Linie erwogen zu werden verdient. Das, hochverehrter Herr Graf, kann Niemand besser begreifen als, Ihren Schriften nach, Sie. Wir bitten Sie deshalb ehrenbietigst, die Aufmerksamkeit des Zaren, seiner Minister und des Publikums darauf zu lenken.

Mit dem Ausdruck unserer größten Hochachtung haben wir die Ehre, uns verehrungsvoll zu unterzeichnen:

Vier Reichstagsmitglieder, ein Journalist, ein Redaktionssekretär, zwei Professoren, fünf Pastoren, ein Militärarzt, ein Missiondirektor, ein Lehrer und Andere.

Auf diesen Brief hat Graf Tolstoi geantwortet:

Geehrte Herren!

Der in Ihrem prächtigen Brief ausgedrückte Gedanke, daß die allgemeine Entwaffnung auf dem leichtesten und sichersten Wege durch die Weigerung Einzelner, sich am Militärdienst zu betheiligen, erreicht werden kann, ist ganz richtig. Ich glaube sogar, daß Dies das einzige Mittel ist, die Menschen von dem beständig wachsenden furchterlichen Elend des Militarismus zu befreien. Aber Ihr Gedanke, daß die Frage, auf welche Art

und wodurch die Militärpflicht Derer, die ihre Mitmenschen nicht töten wollen, ersetzt werden könnte, auf der bevorstehenden Konferenz angeregt und erörtert werden sollte, scheint mir durchaus verfehlt zu sein. Erstens, weil diese Konferenz nichts Anderes sein kann als eine der herrschlerischen Veranstaltungen, deren Zweck ist, nicht nur keinen Frieden und keine Verminderung des Militarismus herbeizuführen, sondern die im Gegentheil den Zweck verfolgen, dieses Uebel vor den Menschen zu verbergen, indem sie, um uns angeblich von dem Uebel zu erlösen, falsche Mittel vorschlagen und dadurch die Augen der Menschen von dem einzigen Rettungsmittel abwenden.

Man sagt, der Zweck der Konferenz solle, wenn auch nicht die Abrüstung, so doch die Sistierung der Rüstungen sein. Man nimmt an, auf dieser Konferenz würden die Regierungen selbst oder ihre Vertreter sich darüber verständigen können, daß die Rüstungen nicht weiter vermehrt werden sollen. Wenn sich Das nun wirklich so verhält, dann entsteht unwillkürlich die Frage: Wie werden die Vertreter der Mächte verfahren, die, während die Konferenz tagt, zufällig schwächer als ihre Nachbarn sind? Diese Regierungen werden doch wohl kaum damit einverstanden sein, auch in der Zukunft schwächer als ihre Nachbarn zu bleiben. Wenn sie aber einwilligen, schwächer zu bleiben, und sich auf den Schutz der Konferenzbeschlüsse verlassen, so könnten sie auch noch schwächer sein und sich jeden Aufwand für ihre Heere sparen.

Soll es aber die Aufgabe der Konferenz sein, die Kriegsstärke der Staaten auszugleichen und an diesem Ausgleich festzuhalten, so entsteht danach — angenommen, eine solche, fast unmögliche Ausgleicheung könnte erreicht werden — unwillkürlich die Frage: Weshalb sollten sich dann die Regierungen auf das Maß der jetzt vorhandenen Rüstungen festlegen und nicht damit herabgehen? Weshalb ist es z. B. nothwendig, daß Deutschland, Frankreich, Rußland je eine Million Soldaten halten und nicht 999 000, nicht 900 000, nicht 400 000, 300 000, nicht 1000? Wenn vermindert werden kann: weshalb dann nicht bis zum Minimum gehen? Und schließlich: weshalb denn nicht, statt der Heere einzelne Kämpfer nach dem Beispiel von David und Goliath aufstellen und die internationalen Konflikte nach dem Siege des Einen oder des Anderen entscheiden?

Während der Belagerung von Sebastopol machte ein Fürst Urussow, der durch seine Tapferkeit und als einer der besten europäischen Schachspieler seiner Zeit bekannt war, dem Chef der Garnison, General Séquin, den Vorschlag, statt um den Besitz der Tranchée vor der fünften Bastion, die schon mehrmals aus einer Hand in die andere übergegangen war, mit den Waffen zu kämpfen, eine Schachpartie darüber entscheiden zu lassen. Daß es weit besser gewesen wäre, auf der Tranchée Schach zu spielen, als Menschen zu töten, ist zweifellos; aber Séquin ging auf Urussows Vorschlag nicht

ein, denn er wußte: wenn sein Champion auch verloren hätte, so hätte doch Niemand den englischen Oberbefehlshaber gehindert, Bataillone mit Bajonetten zu schicken, um die Tranchée zurückzuerobern, sobald unsere Soldaten sie nicht mehr vertheidigt hätten. Eben so können auch die Mächte sich nicht darauf einlassen, ihre Heere zu vermindern, denn sie können niemals überzeugt sein, daß nicht ein neuer Napoleon oder Bismarck kommt, der sich um keinen Vertrag kümmert und Alles, was er sich zueignen kann, mit Gewalt nehmen wird.

So lange es noch Heere giebt, sind sie nothwendig, um — wenn auch nicht neue Eroberungen zu machen, so doch — mit Gewalt Das festzuhalten, was einmal mit Gewalt erworben war. Erwerben und behalten kann man eben nur durch Siege. Es siegen aber immer nur les bataillons; und wenn daher die Regierungen Heere halten, so müssen es möglichst starke sein. Darin besteht die Pflicht jeder Regierung und die Existenzberechtigung der Armeen.

Die Regierung kann in der inneren Verwaltung sehr viel thun: sie kann das Volk befreien, aufklären, bereichern, Wege und Kanäle bauen, Wäster kolonisiren, öffentliche Arbeiten anordnen, aber Eins kann sie nicht thun, — eben Das, wozu die Konferenz einberufen ist: sie kann nämlich ihre Militärmacht nicht verringern.

Erstens können die Regierungen freiwillig ihre Heere nicht nur nicht verringern, sondern sie können auch mit ihren Rüstkungen nicht innehalten, und zwar jetzt um so weniger, weil Alle danach streben, neue Besitzungen in Asien, in Afrika und in Europa zu erwerben. Alle sind auch gezwungen, einen Theil ihrer Besitzungen, deren Bewohner sich zu befreien wünschen, mit Gewalt festzuhalten. Zweitens kann die aus Gewissensbedenken erfolgte Weigerung Einzelner, die Militärpflicht zu erfüllen, die Konferenz auch deshalb nicht beschäftigen, weil eine willkürliche Verringerung der Truppenzahl die Grundlagen der Macht jeder Regierung untergraben würde.

Mit den Leuten, die sich aus Gewissensbedenken von der Militärpflicht lossagen, verfährt jede Regierung eben so — nur vielleicht minder roh —, wie es die klassische Regierung mit den Dackborzen that. Zu der selben Zeit, wo sie der ganzen Welt ihre angeblich friedlichen Absichten verkündete, peinigete, vernichtete und vertrieb sie die allerfriedliebendsten Menschen Rußlands, nur, weil sich diese Menschen weigerten, Militärdienste zu leisten. Ganz eben so verfahren und verfahren noch jetzt alle europäischen Regierungen, wenn es sich um Militärdienst-Verweigerungen handelt. So verfährt die österreichische, die preussische, die französische, die schwedische, die schweizerische, die holländische Regierung; und sie können nicht anders handeln. Denn da sie ihre Unterthanen durch Gewalt, die von dem disziplinierten Heer ausgeht, beherrschen, so können sie unmöglich die Verringerung dieser Gewalt — und folglich auch

ihrer Macht — durch zufällige Stimmungen von Privatpersonen gestatten, und zwar um so weniger, weil dann aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald solche Weigerungen gestattet würden, jene furchtbare Mehrzahl der Menschen (Niemand tötet gern oder läßt sich gern töten) dem Militärdienst die Arbeit vorziehen würde. Gestattet man aber, dem Militärdienst zu verweigern und dagegen andere Dienste zu leisten, so finden sich sehr bald so viele Arbeiter ein, daß zu wenige Soldaten übrig bleiben, um die Arbeiter zur Arbeit zu zwingen. Die mit ihrer Redseligkeit in Konfusion gerathenen Liberalen, Sozialisten und andere sogenannte Fortschrittsmänner können sich einbilden, daß ihre Reden in den Parlamenten und Versammlungen, ihre Verbände, ihre Strides, ihre Brochuren für den Fortschritt der Menschheit sehr wichtig sind und daß die Weigerungen einzelner Menschen, dem Militärdienst zu leisten, nur bedeutungslose Erscheinungen sind, die man nicht zu beachten braucht; aber die Regierungen wissen sehr wohl, was für sie wichtig und was unwichtig ist. Sie gestatten daher gern Donnernde Reden in den Reichstagen und sozialistische Demonstrationen, weil sie wissen, daß solche Erscheinungen sehr nützlich sind, denn sie ziehen die Aufmerksamkeit der Völker von dem für die Regierungen wirklich gefährlichen Befreiungsmittel ab. Mehr als Alles in der Welt fürchten sie das Erwachen der Menschenwürde bei den einzelnen Menschen und die daraus entstehenden Weigerungen, dem Militärdienst oder die für Kriegszwecke bestimmten Steuern zu leisten; diese Weigerungen werden sie niemals offen gestatten, sondern die sich Weigernden stets heimlich bestrafen und aus der Gesellschaft entfernen.

So lange die Regierungen nicht nur neue Besitzungen erwerben (Philippinen, Port Arthur), sondern die erworbenen auch behalten wollen (Polen, Indien, Elsaß, Algier, Egypten) und so lange die Regierungen ihre Unterthanen durch Gewalt regiren, müssen auch die Regierungsheere beständig vermehrt werden. Man wird es Privatpersonen niemals gestatten, sich vom Militärdienst loszusagen und dafür Arbeit- oder Geldleistungen zu substituiren, sondern man wird solche Weigerungen stets heimlich unterdrücken.

Die Heere werden nur dann vermindert und abgeschafft, wenn die Menschen aufhören, sich freiwillig zu rechtlosen Sklaven anderer Menschen zu machen, indem sie sich einer thierischen Dressur unterwerfen, die man Disziplin nennt. Die Menschen werden aber erst dann diese Dressur abschütteln, wenn die menschliche Würde in ihnen erwacht. Die menschliche Würde kann aber erst erwachen, wenn unter den Menschen wahre Aufklärung verbreitet wird. Nicht die Aufklärung, durch die der Mensch, der sich alle Wissenschaften angeeignet hat und sich alle neuesten Erfindungen nutzbar machen kann, das Recht der Herrschaft Dieser über die Handlungen Jener anerkennt und daher die Möglichkeit, böse Handlungen zu begehen, deren Verantwortlich-

seit er Anderen überläßt, gestattet, sondern die andere Aufklärung, bei der der Mensch seine Freiheit — die ja die Grundlage seiner Menschenwürde ist — nicht anderen Menschen in die Hände giebt, sondern bei der er stets sich selbst für seine Handlungen verantwortlich macht. Nur dann, wenn diese wahre Aufklärung verbreitet sein wird, können die Heere vermindert und abgeschafft werden. Aber dann wird diese Verminderung und Abschaffung nicht mit dem Willen der Regierungen, sondern wider ihren Willen stattfinden.

Kürzlich wurde berichtet, ein amerikanisches Regiment habe sich geweigert, nach No-No zu gehen. Diese Nachricht wurde als etwas ganz Erstaunliches geschildert. Aber man müßte sich eigentlich darüber wundern, daß alle Regimenter der Russen, Deutschen, Franzosen, Italiener und Amerikaner, die in letzter Zeit gekämpft haben, nicht das Selbe gethan, sondern sich nach der Laune anderer, ihnen fremder, Menschen zum Töten von Menschen anderen Stammes hergegeben haben. Denn wenn in unserer Zeit Menschen in den Krieg ziehen oder wenn sie in den Militärdienst treten und sich in die Sklaverei solcher Menschen begeben, die sie nicht achten, so geschieht es doch nur, weil diese Menschen sich im Zustande der fürchterlichsten sittlichen Barbarei befinden.

Sollen daher die Heere vermindert oder abgeschafft und das durch sie entstandene Böse vernichtet werden, so sind dazu nicht Regierungskongferenzen nöthig, sondern nur eine wahre Aufklärung der Bürger, die von den Regierungen auf die schlaueste Weise — namentlich auch durch solche Kongferenzen wie die durch das russische Rundschreiben einberufene — getäuscht werden. Um die Heere zu vermindern und abzuschaffen, ist es nöthig, die wahre Aufklärung so zu verbreiten, daß die Berichte über die bevorstehende Kongferenz nicht, wie jetzt, mit beifälliger Zustimmung, sondern mit Verachtung und Hohn oder gar mit Entrüstung aufgenommen werden; dagegen sollten die jetzt verheimlichten und unbekannten Verweigerungen des Militärdienstes, als Beispiele des Heroismus leidender Menschen für Freiheit und Fortschritt, der ganzen Welt bekannt gemacht werden. Die Heere werden nur dann abgeschafft, wenn die öffentliche Meinung die Beutung dieser heroischen Menschen und des Betruges, den sie beseitigen, einsehen wird. Nur dann können die Heere vermindert und schließlich abgeschafft werden; es wird dann eine neue Ära für die Menschheit beginnen.

Ich meine deshalb, daß die Weigerungen, den Militärdienst zu leisten, Erscheinungen von außerordentlicher Wichtigkeit sind. Daß sie die Menschen vom Elend des Militarismus befreien werden, ist ganz richtig. Aber Ihr Gedanke, daß die Kongferenz dazu beitragen könnte, ist durchaus irthümlich. Die Kongferenz kann der Welt nur Sand in die Augen streuen und das einzige Rettungs- und Befreiungsmittel verschleiern.

Лжов Nikolajewitsch Tolstoj.

Das Reh.

Ein Pfingstmärchen.

Es ist lange, lange her. Als der Urogroßvater noch in der Wiege lag, sagten die Leute schon: „Es ist lange her“, wenn sie von dieser Geschichte sprachen. Sie hat sich begeben, als der geheimnißvolle Geist des Waldes noch vernehmliche Worte zu den Menschen sprach, und Das ist wirklich lange her. Jetzt schweigt der Wald, wenn der Geist sich wie Duft über ihn breitet, und still wird's ringsum, so still, daß man das große Herz der Natur klopfen hört. Aber nur die Menschen, die leise gehen und keine Blume zertreten, fühlen und verstehen den Geist, wenn er naht, und grüßen ihn in andächtigem Erschauern. Die Andern sagen, er sei tot.

Damals also stand im dichtesten Hartzwald ein kleines Haus und da wohnte der alte Förster mit seiner lieben, alten Frau. Das Haus war so alt, daß es überlegte, an welchen Baum es sich anlehnen sollte; alt war Treff, der blinde Hühnerhund, der nur noch im Traum jagte, und alt war Zack, der fette Ferkel, der den ganzen Tag in der Sonne schlief. Jung aber war der Sohn der beiden Alten und noch jünger der schlanke Jägerbursch mit den goldenen Locken. Herman, der Sohn, war ein stilllicher Jäger, groß und stark wie ein Eichenbaum im Walde, und dabei war er gut, von Herzen gut; davon konnten Treff und Zack erzählen. Und auch die kleinen Mädchen sagten es, wenn er sie nach einem Gewitter über den angeschwollenen Bach trug und sie sich fürchteten.

Am Vorabend des Pfingstfestes saßen die beiden Alten wieder einmal vor der Thür in dem kleinen Garten und warteten auf die Heimkehr des Sohnes. Der Flieder duftete, daß es Einem leid that, nur eine Nase zu haben, und fern am plätschernden Bach flötete leise die Nachtigal. Die Mutter wollte streiden, den Vater aber schläfernte und er gähnte oft laut, so daß er damit die Mutter ansteckte, die dann auch gähnte, aber still für sich hinter ihrem grauen Strickstrumpf. Endlich hörte man Schritte. Herman kam. Erst sahen die Eltern seinen hohen Jägerhut mit der spitzen Feder, dann blickte das gebräunte, bärtige Antlitz über die niedrige Mauer und endlich trat die kräftige Gestalt durch die schmale Pforte in das Gärtchen. Herman rief nicht: „Guten Abend!“; er lästete auch nicht den Hut: seine ganze Aufmerksamkeit war auf Das gerichtet, was er im Arme trug. „Mutter“, sagte er, „ich bringe Dir Etwas mit“; und damit legte er ein kleines, braunes, zierliches Reh in ihren Schoß. „Ach Du meine Güte! Ach das arme kleine Thier!“ rief die Mutter und streichelte es; der Vater schob die Brille auf die Stirn, beugte sich kopfschüttelnd über das Rehchen und sagte nichts; Treff schnüffelte, was er nur konnte, und selbst der fette Zack wachte auf,

stellte sich auf seine drei gesunden Beine, zog das lahme nach und betrachtete den Reuling aufmerksam. „Ich fand das Thierchen an der Quelle unter einem Busch“, erzählte Herman, „und will es aufziehen. Es soll in meiner Stube schlafen.“ Damit nahm er der Mutter das Reh ab und trug es sorgsam hinein, breitete ein weiches Fell vor seinem Bett aus und legte den Findling darauf. Das Reh ließ sich Alles ruhig gefallen; schon sah es seinen Beschützer an und zitterte zuweilen am ganzen Körper. Als Herman aber lieblosend über das braune Haar strich und sagte: „Sei ruhig, Rehschen, Dir geschieht kein Leid“, da lauerte es sich zusammen und schlief ein.

Herman schlief auch. In der Nacht dämmte ihn, seine Stube sei hell wie beim Vollmond und frischer Waldesduft ströme zum Fenster herein; aber Das mußte wohl ein Traum sein, denn die Läden waren geschlossen und der Mond, der im letzten Viertel stand, war recht klag von der langen Reise um die Welt. Als Herman am anderen Morgen erwachte und die Läden aufstieß, stand die Sonne schon hoch am Himmel. „Heute ist Pfingsttag“, rief er . . . Weiter kam er nicht, denn, sprachlos vor Ueberraschung, starrte er auf die Decke vor seinem Bette. Das Reh war fort und an seiner Stelle lag ein reizendes kleines Mädchen, das sanft schlummerte. Eilig holte Herman seine Eltern herbei, die so schnell kamen, wie ihre alten Füße es erlaubten, Treff und Zack hinterdrein. Alle umstanden staunend das kleine Wesen, das in einem rehfarbigen Röschchen mit hochgerötheten Bäcklein dalag und schlief, eine Hand am Munde, die andere unter dem braunlockigen Kopf. Während die Alten noch dastanden und den Kopf schüttelten, hob Herman das Kind zärtlich von der Erde auf und hielt es in seinen Armen. Da schlug es die Augen auf und sah ihn groß an. Es durchzuckte ihn: Gerade so hatte gestern das Reh ihn angesehen! „Mutter“, rief er und drückte die Kleine an sein Herz, „wir behalten den Findling; nicht wahr, Vater? Wie ein Sonnenstrahl ist er am Pfingstmorgen ins Haus gekommen.“

Und die Kleine blieb da und wurde bald Aller Liebling. Der Vater streichelte sie und die Mutter nähte ihr braune Röschchen, Treff und Zack jagten mit ihr und der blonde Jägerbursch mit dem Flaum auf der Oberlippe zimmerte ihr einen Wagen für den Sommer und einen Schlitten für den Winter. Man nannte sie kurzweg „unser Reh“, oder auch „Maiblümchen“, weil sie im Monat Mai vom Himmel gefallen war. Bald stopfte Maiblümchen dem Vater die Pfeife und lernte bei der Mutter stricken, half gern, wo sie konnte, und hatte ein liebliches, glückseliges Gesicht. Am Vertrautesten war sie jedoch mit Herman. Anfangs weinte sie, wenn er auf die Jagd ging, aber bald verstand sie, daß er wieder käme, legte sich auf die Mauer in den Sonnenschein und lugte und lauschte hinaus. Wenn dann von Weitem sein Hifthorn klang, klatschte sie vor Freude in die Hände und flog ihm

entgegen wie der Wind; er fing sie auf und im Nu hing sie an seinem Halse und ließ sich von ihm hineintragen.

Jahre vergingen. Maiblämchen wuchs und wurde ein großes Mädchen, das sich nicht mehr von Herman tragen ließ und nicht mehr die Sträßen aufsuchte. Sanft und schön blieb sie immer, aber Eins war sehr traurig: sie hatte nicht sprechen gelernt. Kein Mensch hatte noch je ein Wort von ihr vernommen; nur ihre braunen Augen redeten.

Da kam wieder einmal der Pfingstsonnabend ins Land. Herman lehrte früher als sonst aus dem Walde heim und brachte einen ganzen Strauß duftender Maiglöden; den wollte er seinem Liebling geben. Es dunkelte schon, als er vor der Gartentpforte stand, und im finsternen Walde schrie klagend ein Käuzchen. Sein scharfes Auge ersah schnell die schlanke Gestalt, an die er dachte. Maiblämchen saß im Grase, einen Arm über Treßs Hals gelegt, den anderen emporgehoben, um einen blühenden Strauß zu fassen, den der blonde Jägerbursch ihr reichte. Sie sahen einander an und Maiblämchen lächelte; er wandte sich ab und ging ins Haus und sie beugte sich vor und sah ihm nach. Herman lehnte sich draußen an die Gartenmauer; er fühlte einen stochenden Schmerz im Herzen. Da hörte er einen leisen, weichen, süßen Ton; er strengte seine Augen an und spähte durch die Pforte: Niemand war zu sehen. Nein, wahrhaftig! Maiblämchen war's, Maiblämchen bewegte die Lippen: sie sang! Er lauschte athemlos und verstand jedes Wort:

Komm mit mir, ich zeig' Dir den schönsten Ort,
Den lieblichsten Ort in dem Walde!
Und gingeſt Du immer und immer fort,
Du sändeſt doch nie einen schönern Ort.
Da la la! Mein Plätzchen im Walde!

Da ſiß' ich ſo heimlich im grünen Moos
Und dacke mich unter die Zweige.
Die Hände ruhen gefaltet im Schoß,
Ein Käſerchen klettert empor vom Moos,
Ich helf' ihm hinauf in die Zweige.

Ein Reh will vorüber, ein ſchlankeſ Reh,
Groß ſieht es mich an und ich nicke:
O bitte, komm, komm, ich thu Dir nicht weh,
Du liebeſ, braunäugigeſ, kleineſ Reh . . .
Was eilt eſ davon, wie ich nicke?

Das Eiſchläpchen naſcht von den Eiſeln am Baum
Und wirft mir die Schalen herunter,
Eſ klettert hoch oben, ich ſeh' eſ kaum,
Die Eidechſe ſchlüpft aus dem Spalt im Baum
Und gleitet geſchmeidig herunter.

Da sitz' ich so heimlich und lausche still
 Dem schweigenden Bälßchen im Walde,
 Und wenn ich von Herzen weinen will,
 Dann such' ich mein Mäpchen, so traulich still,
 Und plaudre von Dir mit dem Walde.

Raum hatte Maiblämchen geendet, da sprang Herman auf sie zu. Seine Augen bligten, seine Stimme bebte. „Von wem plauderst Du mit dem Walde?“ rief er zornig und faßte ihren Arm. Sie war sehr bleich geworden und wich schon zurück. „Sprich!“ rief er herrisch, „sprich! Kannst Du singen, so kannst Du auch sprechen.“ Das Mädchen sah ihn angstvoll stehend an, er aber sagte sie und stieß sie gewaltsam von sich. „Heuchlerin!“ rief er, „ich habe Dich geliebt, nun hasse ich Dich!“ Barisch wandte er sich und ging ins Haus. Maiblämchen war mit einem leisen Wehlaut zusammengebrochen und lag regungslos im Grase.

Am späten Abend, als die Eltern Maiblämchen Gutenacht sagen wollten, war sie nicht zu finden. Niemand hatte sie gesehen; aber ein kleines braunes Reh war an der alten Christel vorbeigehuscht, als sie zum Brunnen vor dem Gartenthor ging, um Wasser zu schöpfen.

Herman konnte nicht schlafen. Der süße Gesang klang in ihm nach und der stehende, todestraurige Blick der braunen Augen hatte sein Herz getroffen. Er schlich unruhig aus dem Hause. Ueber der niederen Gartenmauer schaukelten und winkten geheimnißvoll die hohen Bäume; leise strich die Nachtlust durch die dichten Zweige; ein kühler, duftender Hauch lockte ihn in den Wald. War Maiblämchen vielleicht dort? Er rief, erst sanft und leise, dann immer lauter und schließlich setzte er sein Hifthorn an und blies, daß ihm das Herz in der Brust springen wollte. Erschreckt klappten die verschlafenen Vögel in den Baumkronen durch einander — Vergleichnen hatten selbst die ältesten Eulen noch nicht erlebt — und der Mond strengte sich an, um einen Blick durch die dunklen Zweige auf den Ruhestörer zu werfen. Aber wie kunstvoll Herman auch blies, ihm wurde keine Antwort. Er durchstreifte den Wald, bis der Morgen graute. Endlich sank er gebrochen am Fuß einer alten Eiche nieder und rief zum letzten Male: „Maiblämchen verzeih' mir und lehre zurück!“ Dann schloß er die Augen. Da war's ihm, als rauschte es in der Baumkrone und als senkte sich ein kühler Duft auf ihn herab. Der Geist des Waldes war's, den seine Neue rührte. „Daß ab von Deinem Wahn“, sprach er mild; „so wenig wie zertretene Blumen wieder blühen, so wenig kann die gekränkte Seele wieder Dir gehören. Hättest Du sie genug geliebt, sie würde bald auch die Sprache gefunden haben.“

Herman meinte heiße Reuethränen. „Hast Du keinen Trost für mich?“ rief er. „Werden wir Menschen nie dahin kommen, genug zu lieben?“

Und der Geist des Waldes sprach: „Wie jetzt der Morgen dämmeret, so wird auch einst der Tag der Liebe und der Schönheit über der Welt anbrechen.“

„Und wann?“ flehte Herman. „Wann?“

„Wenn dieser Baum so groß sein wird, daß ein Eichläpchen zwölf Stunden gebraucht, um von der Wurzel zum Wipfel zu gelangen, dann soll die Krone des Baumes eine goldene Eichel tragen. Nach tausend Jahren wird der erste Strahl der Sommersonnenwende sie schmelzen, daß ein leuchtend Ei herausfällt. Das wird ein Adler auf den höchsten Berg der Erde tragen und dort ausbrüten. Hebt er sich nach abertausend Jahren vom Neste, so schwingt sich eine weiße Taube über die Welt, und wohin das Licht ihrer schimmernden Flügel fällt, da ist der Tag der Liebe und Schönheit über der feiernden Erde angebrochen. Dann verstehen die Menschen wieder die Thiere und das Gemurmel des plätschernden Baches und das Rauschen meines Waldes; das Genuszen aller Creatur ist gestillt und ein glückliches Lachen füllt harmonisch das All. Jeder Mensch, der stark und treu ist, kürzt die Frist um hundert Jahre ab, jeder, der Liebe kränkt, verlängert sie.“

Herman war in Schweigen versunken; dann entschlummerte er erschöpft und erwachte erst, als der Morgen jugendfrisch auf die Berge stieg und der Ruck aus Reibeskräften schrie, damit der Wiedehopf es endlich lerne. Aber der Wiedehopf kam doch immer wieder aus dem Taft und sang einen Ton zu viel.

Elisabeth Snaud-Kühne.



Giosuè Carducci.

Eiserne Arbeitskraft und angeborene Liebe zur Kunst, jessellose Phantasie und ein leidenschaftlich heftiges Gemüth, das, schrankenlos in Liebe und Haß, unversöhnlich im Kampf gegen alle Ungerechtigkeit und Freigiebt, doch auch empfänglich ist für die zartesten Gefühle: Das sind die auszeichnenden Züge Giosuè Carducci. Die großen Kämpfe der modernen Wissenschaft stürmen durch sein glühendes und titanisches Temperament und doch erreicht ihn Keiner im vornehmen Erfassen des antiken Geistes, in der geschickten Handhabung der klassischen Formen. Er weiß Altes und Neues in wunderbarer Harmonie zu vereinen, die kriegerische Satire des Archilochus mit der tragischen Ironie Heines, die zarte Nägung horazischer Gedichte mit der romantischen Kühnheit Victor Hugo; heute schenkt er uns den Hymnus an

Satan, morgen die Ode „Am Altumurus“. Ich halte ihn, ohne daß ich glaube, durch ein nationales Vorurtheil geblendet zu sein, für den größten lebenden Lyriker. Als Riese ragt er aus unserer unkünstlerischen Zeit hervor. Für mich besitzt Keiner, wie er, das Geheimniß aller Freuden und Leiden, Keiner die tilgare mythische Bedeutsamkeit, Keiner die seltene und klare Sprache. Sein gesunder Instinkt bewahrte ihn vor jener krankhaften Reizbarkeit, die sich in mühsälligen Kleinschilderungen kundgibt: dadurch steht er unvergleichlich höher als D'Annunzio, der neben ihm heute in Italien als Meister gilt. D'Annunzio könnte Franzose sein: er ist im Grunde stets Salonmensch; Carducci ist ganz Natur, Heide, Italiener, Plastiker. Sein klassischer Geist führt ihn in die große griechisch-römische Vorzeit zurück, nicht, um kalte, begrabene Formen wiederherzustellen, sondern, um die Antike mit modernen Gefühlen zu durchdringen und zu neuem Leben zu erwecken.

Seine toskanische Heimath erklärt Vieles in ihm. Dort und in Umbrien, in Mittelitalien überhaupt, leben die großen italischen Traditionen, die durchaus heidnisch sind.

„Dort am Fuß der Berge im Eichen Schatten
Aus den Quellen strömt Dein Gesang, Italia!
Ja, es lebten Nymphen allhier und Götter
Weiheten dies Lager!“

Mit den blauen, wallenden Schleiern tauchten
Einst Rajaden auf und am stillen Abend
Riefen sie die bräunlichen Schwestern draußen
Laut von den Bergen.“

Hier, in Toskana, hat die Kultur der Renaissance ihre höchste Vollendung gefunden; Dante und Michelangelo sind hier geboren, Raffael erreichte hier seine reifste Entwicklung. Hier bildete sich recht eigentlich der harmonische, gesunde Kunstsinne des Italieners, der nur im alten Griechenland seinesgleichen hatte. In den Rebellen von Norditalien nähert sich der Volkscharakter dem französischen; er zeigt Spuren von Mystizismus und Neigungen zur Reflexion, die nicht mehr südlich sind. Man denke an Manzoni. Die qualende Hitze Südbitaliens dagegen giebt den Bewohnern eine halbspanische Sinnesart: Aberglauben, Fanatismus, geistige Unselbstständigkeit. Wäre Carducci nicht in Mittelitalien geboren worden, er wäre niemals der große heidnische Dichter geworden.

Seine erste Veröffentlichung waren die „Juvenilia“ im Jahre 1867. Wie alle begabte Jugend begann er als Nachahmer seiner Vorgänger und als Sklave der Sinnlichkeit, die der Künstler allmählich zu meistern hat. Ein Jüngling ist selten originell: selbst Goethe und Shakespeare waren es nicht; ein Jüngling kann seine Sinnlichkeit nicht objektiviren; im Gegentheil:

die Kunst ist ihm ein Behübel seiner Sinnlichkeit. So sind die „Juvenilia“ unreif; auch die meisten leipziger Gedichte Goethes waren es.

„Nach dem Jahre 1861“, so schreibt er selbst, „faßte ich den weisen Entschluß, die Verse bei Seite zu lassen und mich gänzlich philologischen und literarischen Studien zu widmen.“ Er bewies eine merkwürdige Vielseitigkeit. Die Gelehrsamkeit schwächte seine Inspirationen nicht, sondern unterstützte sie. Darf uns Das wundern? War Dante, war Goethe nicht ein wandelndes Verilorn? Daß Carducci Historiker und Kritiker war, hat, vereint mit dem edlen Bewußtsein des Mannes und Künstlers, am Meisten dazu beigetragen, seine Poesie beständig zu veredeln und zu bereichern. Damit ^{die} ^{alten} ^{wie} ^{aus} ^{der} ^{modernen} ^{Kultur} ^{zu}; diese allein hätte ihm nicht die Reinheit des Ausdruckes und der Umrisse erlaubt und in jener hätte er nicht die Vielseitigkeit und Tiefe des Gedankens gefunden, die ihn auszeichnet. Wenn man bedenkt, wie kritisch unsere Zeit ist, wie die ganze erkennbare Welt von der positiven Wissenschaft umspannt wird, so begreift man auch, wie es kam, daß die Lyrik ihren Inhalt und ihre Motive aus der Realität der Dinge, aus den Thatfachen der Geschichte zu nehmen begonnen hat. Aber dadurch, daß Carducci nicht nur Dichter, sondern auch Gelehrter war, gelang ihm später ohne Mühe der Uebergang von der wilden Parteisatire zu der reineren und vornehmen Art der „Odi barbare“. Als Gelehrter war er sich der Kurzlebigkeit politischer Zeitgedichte wohl bewußt.

Die „Levia Gravia“ zeigten, welche Frucht das Studium der italienischen Klassiker dem Dichter getragen hatte; aber so kunstvoll die Nachahmung ausgefallen ist: sie ist doch noch eine Kunst zweiten Ranges. Ich vermag mich nur schlecht mit dem berühmten Gedicht „Der Carneval“ zu befreunden. Es schildert die Gegensätze des sozialen Lebens, den übermüthigen Lärm des Ballsaales und die schweigende Noth der Dachkammer in greller Beleuchtung. Wohl fühlt man aus jeder Zeile, wie tief der Dichter von Dem, was er schildert, ergriffen war, aber die Worte der armen Leute sind klassisch, polirt, höfisch. „Ce n'est point ainsi que parle la nature“, würde Molieres Alceste, der unverbesserliche Apostel des neuen Stils, sagen. So spricht die Natur weder bei Heine noch bei Victor Hugo noch bei Giusi. Der Schmerz des Armen soll seine eigene Sprache reden und nicht bei den Klassikern in die Schule gehen. Der gezierte Stil mag da wirken, wo der Dichter in eigener Person spricht; ein armes Weib, das sich dem ersten Besten hingiebt, um sich und die alte Mutter vor dem Hungertode zu retten, darf weder horazische Ausdrücke noch leopardische Gleichnisse austramen, — sie, die nicht einmal weiß, daß Horaz und Leopardi überhaupt existirt haben. Auch in den „Nuove Poesie“ (1873) herrschte trotz weiterem Fortschritt

die Imitation immer noch vor. Bald klingt ein Bild, bald eine Wendung von Lukrez oder Petrarca, bald von Dante, Petrarca oder Tasso an. Auch das *Pasticcio* hat seine Berechtigung, aber es sollte nichts Anderes scheinen wollen, als was es ist; wenn sich aber in den Gedichten, die sich als originell geben, die Anklänge an vergangene Stil- oder Gedankengemohnheiten zu sehr häufen, so ermüdet der Leser. Grazie, beinahe magere Formen nach Art des Giotto drängen sich hier mit Gliederverschlingungen, die an die Schule des Michelangelo erinnern, knappster dantesker Ausdruck steht unvermittelt neben üppigem Barock. Der Dichter hat sich noch immer nicht selbst gefunden. Victor Hugo hat ihn verführt, statt ihn abzuschrecken. Ein so großes Dichtergenie Hugo war: er hat eigentlich doch nur wenige lesbare Gedichte geschrieben. Er war nie im Stande, sich zu beschränken, und die Amplifikation war für ihn, wie für fast alle bedeutenden Köpfe, eine ständige Gefahr. Sie empfinden und sehen sehr viel auf einmal, in einem Gedanken, in einer Situation und möchten es auch jedem Leser zeigen: so geht jedes Maß verloren, wenn nicht der künstlerische Instinkt ihnen zu Hilfe kommt, sie warnt wie Mentor-Athene. Carducci hörte rechtzeitig auf die Stimme der Warnerin. Das beweisen die „*Odi barbare*“ (1876 bis 98), die sein Ideal in voller Reife zeigen. Die Form ist vereinfacht, gebnet, geklärt und hat an Gewandtheit und Geschlossenheit überreich gewonnen, was sie an Künstlichkeit und äußerem Klassischen Beiwerk verloren hat. Seine Kunst ist auf der Stufe höchster Vollendung angelangt und zeigt nichts mehr von dem Hebewerk, den Leitern und Gerüsten, die dem Aufbau gedient haben, so wie auch von der Bühne jeder sichtbare Mechanismus verschwindet, wenn die Proben beendet sind und das Drama wirklich anhebt. Schon Gabriello Chiabrera hatte vor zweihundert Jahren versucht, die altklassischen Metren in die italienische Literatur einzuführen. Carducci löste das Problem in der Weise, wie es auch Chiabrera gelöst haben würde, wenn seine Fähigkeiten der Größe seines Vorhabens entsprochen hätten. Er sah wohl ein, daß eine Rückkehr zu den klassischen Vorbildern förderlich sein mußte; nur war es ihm nicht gegeben, in den klassischen Geist einzubringen. Carducci vermochte es; und es giebt wenige Beispiele einer glücklicheren Vereinigung zweier Literaturen als seine Oden. Carducci ist der erste Dichter, dem es gelang, die antiken Metren in die italienische Literatur erfolgreich einzuführen. Daß der Form aber auch der Inhalt entsprechen mußte, Dessen war er sich voll bewußt, als er die Worte Platons:

„Schlechten, gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
Während die edlere Form tiefer Gedanken bedarf“

den Oden als Motto voranschickte. So ist es denn mehr noch als die Form der klassische Geist, durch den diese Gedichte wirken, — der Geist, der, von den Fesseln des christlichen Kirchenglaubens befreit, weder vor dem Teufel

und den Höllequalen zittert noch in anbetender Vergöckung vor Heiligenbildern kniet, sondern die Befreiung der Erde verkündet: hellenischer Pantheismus, gesunder Lebensgenuß und frohsinniger Kultus des Schönen.

Die strenge Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie zwischen Form und Inhalt, die sichere Durchführung der Stimmungen und die Plastik der Darstellung, die besonders in den beschreibenden Partien hervortritt, räumen den „*Odi barbare*“ in der italienischen Poesie — und nicht in dieser allein — einen der ersten Plätze ein.

Weist von der Betrachtung der umgebenden Natur ausgehend ober anknüpfend an ein Ereigniß des Tages, verknüpft der Dichter die Gegenwart in seinem Geiste mit der ihn überall begleitenden Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit und die unsterblichen Heldengestalten des Alterthums. Meisterhaft zeichnet er mit wenigen, aber festen Strichen den Charakter der Landschaft, so namentlich der historischen Stätten Roms und seiner Umgebung. Und daß er sich nicht auf Gewohntes beschränkt, sondern auch das scheinbar Widersprechende, dem der engbrüstige Dichterling weit aus dem Wege geht, zu bewältigen weiß, zeigen die allfälligen Strophen, in denen er das Treiben auf einem Bahnhof schildert, ohne daß der geringste Gegensatz zwischen Stoff und Form hervorträte. Sehen und darstellen: Das hat Carducci von seinen klassischen Mustern gelernt; das antike Gewand ist ihm nicht das Wesentliche, wie man vielfach geglaubt hat, sondern natürliche Konsequenz seines Fühlens.

Carduccis landschaftliche Schilderungen Toskanas und der fetten Romagna sind von unnachahmlicher Frische und Kraft. Sie sind nie nur Schilderung: den charakteristischen Werth der „*Odi barbare*“, der sie der Weltliteratur einreicht, finde ich in der Belebung und Vermenschtlichung der Natur, in der Art, wie der Dichter das Menschliche, oft das Persönlichste, in inneren Zusammenhang mit der Natur zu bringen weiß. Und nicht nur durch die eigenen, von der Landschaft angeregten Gefühle, auch durch die Menschen, die sich in ihr bewegen, durch ihre Geschäfte, Sorgen und Erlebnisse weiß er die Natur zu vermenschtlichen. Die fruchtbaren Ebenen, die mit Del und Wein bepflanzten Hügel, die reinliche Tenne und den offenen Pachtthof, das milchweiße Gespann der schwerwandellenden Rinder, den ganzen Erdgeruch der bräunlichen Gefilde: Alles fühlen wir. Er grüßt Altitalien, Sturien:

„Dich begrüß' ich, grünes Band der Umbrier!
Dich auch, Gott des Quells, o Alitumus! Freudig
Züßl' ich hier italischer Heimathgötter
Hauch um die Stirn!“

Wahrlich: die alten Götter sind noch nicht gestorben und die große Vergangenheit Italiens lebt fort in den Strophen seines unsterblichen Dichters.

Mailand.

Paolo Zembrini.



Der Weg zum Frieden.

Ueber das Wesen des Krieges ist, seit die Welt steht, viel gedacht und noch mehr gesagt worden. „La guerre, c'est le vol“, meinte Voltaire; Anderen ist er ein Strafgericht Gottes, Manchem die Blüthe aller Lebensäußerungen der Menschheit. In Wirklichkeit ist er eine komplizierte Erscheinung von solcher Fülle wechselnder Merkmale, daß jeder Versuch erschöpfender Begriffsbestimmung durchaus hoffnungslos ist. Nicht einmal die Massenvernichtung menschlichen Lebens ist ein durchgreifendes Kennzeichen: zwischen dem Pistolenduell, bei dem die Gegner in die Luft schießen, und dem Kampfe Napoleons gegen die Heilige Allianz liegen alle Grade eingeschlossen. Jeder Krieg ist vielmehr ein Unikum mit einzigen, nie wiederkehrenden Bedingungen seines Entstehens und seines Verlaufes; denn die Vorstellungen der Völker über das Begehrtenwerthe variiren von der Schönen Helena, um die der Kampf vor Ilion entbrannte, bis zur Ausbeutung eines Erfindungspatentes oder einer Produktionsleistung. Ist Das richtig, so verliert aber der Hauptsatz der heutigen Friedensapostel, das Faustrecht habe aufgehört, also könnten und müßten die Kriege ebenfalls aufhören, seine Beweiskraft; und die Frage, ob ein ewiger Friede denkbar sei, erscheint ohne verständlichen Inhalt. Sie fragt zu viel.

Aber auch, wenn man das Gesichtsfeld auf das Nächstliegende und deutlich Erkennbare, auf die letzte Vergangenheit und die nächste Zukunft, beschränkt, ist man nur auf Analogieschlüsse angewiesen. Was ist das hervorragende Merkmal der Kriege unserer Zeit, der Kriege Europas? Ohne Zweifel: das Nationalitätenprinzip und sein ausnahmsloser Sieg. Wie kam es aber, daß nach Jahrhunderte langer Zersplitterung Deutschland und Italien und diese und jene Theile des Ostens zu neuen politischen Einheiten zusammenwuchsen, — und zwar mit der unwiderstehlichen Kraft eines naturgesetzlichen Waltens? Nur der Wirkung eines übermächtigen Naturgesetzes konnte die Thatsache zugeschrieben werden, daß sich der Sinn des Krieges selbst umzukehren schien, daß sogar die Niederlage Italiens und jüngst noch Griechenland den Besiegten die erstrebten Früchte des Sieges eintrugen. Wodurch wurde im letzten Grunde die Einigung Deutschlands, die Einheit Italiens herbeigeführt? Die Antwort ist einfach: durch die Eisenbahnen. Natürlich meine ich nicht etwa, daß vorher nicht viele andere Bedingungen zusammentreffen mußten; aber die Eisenbahnen lösten die Bewegung aus. Sie deckten die innerhalb der Spracheinheit bestehenden wirtschaftlichen Unterschiede auf und ließen sie auf einander wirken. Sie machten die Fortdauer der politischen Zersplitterung unmöglich, indem sie die wirtschaftlichen

Unterschiede ausglich und beseitigten. Die politische Einigung Deutschlands folgte auf dem Umwege über die französischen Schlachtfelder der wirtschaftlichen Einheit, die zur Existenzfrage der Nation geworden war. Und welche geradezu explosive Kraft dem neuen Verkehrsmittel innewohnte, Das zeigte der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung nach den Kriegsjahren, als einzelne Theile des Vaterlandes förmlich wie aufgeschlossener Urwald und jungfräulicher Boden dastanden.

Seitdem ist das Nationalitätenprinzip nirgends mehr in Europa so klar und einleuchtend als Ursache eines Krieges hervorgetreten. Der Verkehr hat in diesen letzten dreißig Jahren für den größten Theil von Europa eine so sichtbare wirtschaftliche Gleichartigkeit hergestellt, daß es fast den Anschein gewinnt, als könnten aller Orten jetzt die Irredenten der verschiedenen Farben ruhig in ihren bestehenden politischen Verbänden bleiben. Wenn man öfter und öfter von den „Vereinigten Staaten von Europa“ sprechen hört, so ist Das ein günstiges Zeichen für den Frieden und für die Annahme, daß das Nationalitätenprinzip als Ursache von Kriegen an treibender Kraft eingebüßt hat. In dieser Annahme bekräftigt vor Allem der Anblick der Schweiz. Sie hat Frieden seit Jahrhunderten, trotzdem sie nicht nur verschiedene Stämme, sondern sogar verschiedene Rassen in einem Staatswesen umfaßt. Die Erklärung liegt nah: was die neuen Verkehrsmittel anderswo erst im letzten Drittel unseres Jahrhunderts bewirkt haben, Das leisteten in der Schweiz die unvergleichliche Verkehrslage und ein Jahrhunderte währender inniger Kulturzusammenhang mit der Nachbarschaft. Seit Jahrhunderten bestehen dort zwischen der eigenen wirtschaftlichen Lage und derjenigen der Grenzländer keine erheblichen Unterschiede mehr. Wie das Individuum in jenen Kreisen der Gesellschaft, in denen der Verkehr mit den Standesgenossen am lebhaftesten, feinsten und entwideltsten ist, sich am Wenigsten herausnehmen kann, dafür aber auch durch das Uebereinkommen Aller, durch die allgemeine Sitte, am Stärksten beschützt ist, so genießt die Schweiz den Frieden als die Frucht ihrer Selbstbeschränkung und Hingabe, als die Folge ihrer bevorzugten sozialen Stellung im Leben der Staaten, als Frucht ihrer Kultur weit mehr denn durch ihre Berge und Gebirgssfortifikationen. Sind aber die Bedingungen, die der Schweiz den Frieden erhalten, solcher Art, so darf vielleicht Umschau gehalten werden, ob sich nicht auch auf anderen Theilen der europäischen Landkarte ähnliche Verhältnisse vorfinden oder vorbereiten. Zunächst lenkt sich dabei von selbst der Blick auf Belgien und Holland. Beide Staaten erweisen sich eines dard quänterjantigen geselskts. Wie die Schweiz, vereinigen sie Volkselemente verschiedenen Stammes und verschiedener Rasse. Der von Alters her vorzüglichen Verkehrslage und der Kulturverwandtschaft mit dem Nachbarn entspricht der altberühmte Stand der überkommenen und

die glänzende Entwicklung der neuen Verkehrsmittel. Ohne irgend welche territorialen Ansprüche und jedem wirthschaftlichen und geistigen Austausch zugänglich, erfreuen sich beide Staatsweisen einer solchen Sicherheit, daß sie in nächster Nähe der großen Ereignisse von 1870 von jeder Erschütterung oder Vergewaltigung frei blieben.

In ähnlicher Lage befindet sich Luxemburg. Und zwischen diesen Ländern und der Schweiz, zwischen der sichersten Nord- und der sichersten Südgrenze, liegt Elsaß-Lothringen, seit mehr als tausend Jahren das Bindeglied zwischen zwei Völkern, die zusammen mehr als irgend ein anderes zum geistigen Reichtum der Menschheit beigetragen haben. Es giebt keine andere Gegend in Europa, in der sich geographische Lage, Innigkeit und Alter der kulturellen Zusammenhänge mit der Umgebung, Gleichartigkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse im Inneren und mit der Nachbarschaft, Verkehrsmittel und Verkehrsmöglichkeiten noch einmal so vollständig zu den Bedingungen jenes Friedens zusammenfünden, den die Schweiz, den Belgien und Holland genießen. Darum braucht die Angliederung der Reichslande an Deutschland immerhin noch kein politischer Fehler gewesen zu sein und es kann dem natürlichen Verlauf der wirthschaftlichen Entwicklung überlassen bleiben, wann den beiden Völkern, die sich ihren Besitz vorher streitig gemacht haben, die Frage, welches von ihnen das Grenzland in seiner äußeren Gewalt hat, gleichgiltig geworden sein wird. Sobald dieser Augenblick eintritt, befindet sich nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch Frankreich in der glücklichen Lage der Schweiz. Deutschland würde ihr wenigstens nah gebracht sein, — freilich nur unter einer heute schier unerfüllbar scheinenden Bedingung. Und doch wird sich die Erfüllung auch dieser Bedingung ganz von selbst einstellen; ich meine den Verzicht auf weitere koloniale Erwerbungen und auf Einmischung in den Werdeprozeß benachbarter Länder. Reichter wird dieser Verzicht Frankreich fallen, schwerer Deutschland mit seinen österreichischen und russischen Grenzen und seiner eben so expansiven wie mangelhaft differenzirten Industrie. Es wird sich hüten müssen — darin liegt die wirkliche heutige Kriegsgefahr —, gegenüber den Einigungsbestrebungen der slavischen Welt sich in die Rolle drängen zu lassen, in der Frankreich ihm gegenüber unterlag. Viel könnte die Kulturarbeit, die Oesterreich an seinen slavischen Ländern geleistet hat und die einer westlichen Aktion Rußlands vielleicht heute schon im Wege steht, nützen. Mit dem fortschreitenden Ausgleich der wirthschaftlichen und geistigen Unterschiede zwischen den deutsch-österreichischen Slaven und ihren „Bedrückern“ könnten für Deutschland die äußeren Bedingungen dauernden Friedens eintreten. Und mit ganzer Kraft könnte sich das deutsche Volk der Aufgabe, auch im Inneren dauernde Friedensunterlagen herzustellen, widmen. Unsere Industrie würde allmählich Spezialitäten herausarbeiten und durch

Unentbehrlichkeit, Güte und Billigkeit ihrer Erzeugnisse auf dem Weltmarkte siegen, unser Handel durch die Intelligenz und Tüchtigkeit der Kaufleute seine Stellung behaupten und verbessern; und den palpablen Irrthum: „the trade follows the flag“ könnten wir mitammt dem territorialen Expansionsbedürfnis Anderen überlassen. Alles Interesse und eine Fülle neu entbundener Kräfte würden einer freiheitlichen und vernünftigen Ausbildung der öffentlichen Einrichtungen dienstbar zu machen sein. Ausgiebigste Verkehrsvereinfachungen würden die einigende Kraft der modernen Verkehrsmittel erst zu ihrer vollen Wirksamkeit entwickeln und die letzten Reste schädlicher Rückständigkeit würden verschwinden. Die Gegensätze in Charakter, Wohnheiten und Lebensauffassung der einzelnen Stämme, die heute noch öfter, als es gut ist, Mißverständnisse, Störungen und mannichfache Kraft- und Arbeitsverluste nach sich ziehen, könnten, ja, müßten in Folge wachsender gegenseitiger Bekanntschaft und Werthschätzung zur Quelle gegenseitiger Bereicherung und Stärkung und aus Ursachen der Trennung, der Absonderung und Zurückhaltung zu lebendigen Bindemitteln werden. Die sozialen Kämpfe, die in Deutschland nicht zufällig, sondern nothwendig die schärfste Form angenommen haben, nachdem die politische Einigung alle wirthschaftliche Ungleichartigkeit im Gesamt Vaterlande zu voller Wirkung und zum mehr oder minder klaren Bewußtsein gebracht hatte, verlören bald von ihrer beunruhigenden Heftigkeit, wenn sich die Ueberzeugung einstellte, daß der äußere Friede den inneren so unansprechlich herbeiführen muß, wie die Ursache ihre Wirkung. Der Alb sozialen Mißbehagens, der heute zweifellos und sichtbar einen großen Bruchtheil des deutschen Volkes drückt und lähmt — es ist in gewissem Sinne gleichgiltig, ob das beängstigende Gefühl wirklich auf einen kranken Zustand oder nur auf eine irrende Vorstellung, auf eine mehr eingebildete Krankheit, zurückzuführen ist —, würde sich langsam lösen und ein gesundes, freies Athmen möglich werden, ohne daß ein Volk nicht zum vollen Bewußtsein seiner Kraft und zu voller Leistungsfähigkeit gelangen kann. Künste und Wissenschaften und alle Humaniora, die ja doch eigentlich das geheime tiefste Sehnen und Streben des deutschen Geistes sind — aller gelegentlichen Ablenkung und Vernachlässigung zum Troß —, würden überraschend aufblühen; im Verein mit den zahlreichen neuentdeckten und wiedererschlossenen Naturschönheiten würden sie einen Strom von Fremden, geistig und seelisch nach erweiterter Bildung Hungernden und Dürstenden in das Land hereinleiten. Deutschland könnte der Salon der Welt werden, wie heute die Schweiz der Salon Europas ist, für den die Besucher zwar eine Hauptquelle, aber zugleich ein Abbild seines Wohlstandes und seiner Kulturhöhe bedeuten.

Wozu die Umschweife? So werden die Botsführer der Friedenspropaganda fragen. Die Schweiz hat einen mehrhundertjährigen Frieden inmitten eines

niets beliebten Kriegsschauplatzes gehabt, also bedarf es keines Beweises mehr, daß ein hundertjähriger Friede auch in anderen Ländern möglich ist. Darüber hinaus wollen wir gern unseren Urenkeln die Sorge um die Zukunft überlassen. Darin liegt etwas Wahres, zugleich aber das Zugeständniß, daß das Ziel eines ewigen Friedens zu weit gesteckt ist. Es entzieht sich jeder menschenmöglichen Bemühung. Und daß es trotz allen scheinbaren Einschränkungen und allem Betonen des zunächst Erreichbaren doch stillschweigend dem Programm der Friedenskonferenz im Haag zu Grunde liegt: Das verurtheilt diese im Voraus zur Unfruchtbarkeit. Jenes Programm sagt eben, im Grunde genommen, nichts Anderes als: die Bedingungen eines dauernden Friedenszustandes, den eine mehrtausendjährige Kulturarbeit von ganz Europa erst an einzelnen Punkten herzustellen vermocht hat, werden wir in ein paar Sitzungen und mit ein paar Resolutionen für die ganze alte Welt mit ihren vier Erdtheilen herstellen; davon sollen uns auch die Unterschiede zwischen den Tundren Sibiriens, den Sümpfen von Fatschoba und den Ufern des Genfer Sees oder dem Monte Pincio in Rom nicht abhalten. Aber: Qui trop embrasse, mal étreint! Einfacher und aussichtsvoller erschiene folgende Logik: wir haben in Europa einige Beispiele von Staaten, die sich eines seit mehreren Generationen andauernden Friedens erfreuen und selbst im Falle eines weitreichenden Kriegsbrandes aller Wahrscheinlichkeit nach weiter erfreuen werden. Dieser Zustand ist, wie jeder andere in der Welt, an bestimmte und offenbar auch erkennbare Voraussetzungen geknüpft. Diese Voraussetzungen lassen sich nicht willkürlich verpflanzen, also bleibt kein anderer Weg als etwa der des Geologen, der nach neuen Kohlenlagern forscht. Er rekapituliert im Geiste, so vollständig er irgend kann, die Bedingungen, an die das Vorkommen von Kohlen nach alter Erfahrung gebunden ist. Dann sucht er jenen Punkt auf, an dem er die Summe dieser Bedingungen am Besten verwirklicht glaubt. Endlich erwägt er die Abbaumöglichkeit. Wovon sein Erfolg abhinge, ist völlig klar.

Vorurtheillos, gleich Männern echter Wissenschaft, und nicht im Voraus bestimmt durch die mehr oder minder erwünschte Antwort, die sich aus den ernsthaft untersuchten Thatsachen ergeben könnte, ausschließlich erfüllt von dem Wunsche, zu richtigen Einsichten zu gelangen, müßten die Theilnehmer am Friedenskongreß sich zuerst über die Frage verständigen: Welchen inneren und äußeren Umständen verdanken jene Frieden haltenden und Frieden genießenden Staaten ihre Ruhe? Dann gälte es, die Stellen auf der Karte Europas aufzusuchen, an denen sich die selben Bedingungen des Friedens am Vollständigsten wiederfänden; und endlich käme die wichtigste, die entscheidende Frage: Wie groß und von welcher Art ist der Abstand zwischen der Lage jener günstigsten Stellen und der der Friedensstaaten?

Würde hierauf überhaupt eine Antwort möglich sein? Auf alle Fälle ist klar, daß jener Abstand an sich sehr klein sein müßte, damit er den Kongreßtheilnehmern als menschlicher Beeinflussung überhaupt zugänglich erschiene, und daß eine Vereinbarung über solche gemeinsame Beeinflussung ein Maß allgemeiner Gutwilligkeit erfordern würde, das um so weniger vorauszusetzen ist, je größer und divergenter die Interessen sind, die die Teilnehmer zu vertreten haben. Nicht nur höchste wissenschaftliche Objektivität und Klarheit des Denkens, sondern auch ein völliges Schweigen aller Impulse des Willens wären also nöthig, — und Das bei Diplomaten, einer Klasse von Menschen also, die, ihr Leben lang eingetaucht in die Welt des Wollens, solchen Forderungen am Wenigsten gewachsen sein würden.

Demnach sind die Aussichten des Kongresses gering? Gewiß. Wenn der Friede nicht mehr Lebenskraft hat, als dieser Kongreß ihm garantiren kann, dann ist er schon tot. Wenn der Kongreß aber auch nur die Wirkung hätte, die Verantwortlichkeiten für den kommenden Krieg zu verwischen, so hätte er schon Schaden genug gestiftet. Daß er diese und noch schlimmere Folgen haben könnte, ist eine sehr begründete Befürchtung, die deutlich genug in dem Widerstreben gegen die Vetheiligung schon da und dort zum Ausdruck gekommen ist. Leicht kann die gerade jetzt beinahe die ganze Welt erfüllende Massenhalluzination von den neuen Märkten, von der Nothwendigkeit, Absatzgebiete zu erobern, die eine oder die andere am Kongreß theilhabende Macht zu einem Wort zwingen, das den ersten Kanonenschuß ankündigt.

So lange die Menschen keine Engel sind, müsse Kampf und Krieg herrschen: Das ist ein landläufiges Schlagwort der Friedensgegner. Kampf, ja, — daß er aber die Form des Krieges haben müsse, für alle Zeit haben müsse, ist durch nichts bewiesen und durch nichts zu beweisen. Insofern das Schlagwort implizite die Behauptung aufstellt, daß eine der Formen menschlicher Beziehungen unveränderlich sei, enthält es einen handgreiflichen Irrthum. Daß die Zustände dauernden Friedens bisher selten und auf ein verhältnißmäßig kleines Areal beschränkt gewesen sind, ist offenbar nicht entscheidend. Dagegen befinden sich die Freunde der Friedensbewegung schon heute in der Lage der ersten Bekenner der jetzt allgemein anerkannten Lehre der Meteoriten dem großen Lavolfier gegenüber, der in der Meinung der vom Wahn des Augenblicks Befangenen scheinbar den Sieg davon trug, als er erklärte: „Vom Himmel können deshalb keine Steine fallen, weil keine droben sind.“ Ob der Friede nicht im Himmel ist und ob er nicht herunterfallen kann auf unsere sündige Erde: Das muß die letzte Instanz in allen menschlichen Dingen, die Erfahrung, entscheiden.

Regensburg.

Paul Garin.



Völkthum und Militarismus.

Seit der Zar sein Friedensmanifest in die Welt gesandt hat, ist ein Meer von Tinte verschrieben worden, um Befürchtungen und Hoffnungen auszudrücken. Ein wichtiger Umstand ist jedoch ganz unbeachtet geblieben: das Verhältniß des Völkthumes zu Krieg und Frieden.

Das Slaventhum ist der große Eroberer ohne Waffe; und was die Russen erreicht haben, verdanken sie Friedenszeiten, nicht kriegerischen Unternehmungen. Möglich war Das nur durch die unerschütterliche Eigenart ihres Völkthumes. Man schimpfe sie meinstwegen uncivilisirt, rückständige Talglichtfresser oder Franzosenfeinde: sie bleiben, was sie sind, auch wenn sie Verbrüderungsfeste feiern, und kein Blutstropfen französischen Wesens geht in ihren Organismus über.

Der russische Kolos hätte ohne ein großes stehendes Heer weniger zerbrechliche Stütze als mancher andere Staat, dem man diese Stütze entzüge; und so lange jeder Unterthan des Zaren an der Art russischen Völkthumes festhält, könnten der Selbstherrscher und sein Reich auch ohne großes Heer bestehen.

Man darf Kaiser Nikolaus und seine Rathgeber für klug genug halten, um diesen Zusammenhang von Völkthum und Staatskraft richtig zu werthen, und man darf dem Slaventhum, weil es noch für lange Zeit jeden lästigen Fremdkörper ausstoßen oder unschädlich machen kann, auch den Versuch zutrauen, ernsthaft an die Frage der allgemeinen Abrüstung heranzutreten.

Widmarth, der gute Völkspychologe, empfahl eine freundliche Haltung gegenüber dem östlichen Nachbarn gewiß nicht aus Furcht vor den russischen Kanonen, sondern, weil er einsah, daß Rußland im russischen Heer doch niemals endgiltig geschlagen werden könnte.

Wie die besten russischen Waffen aussehen, hat Rußland obendrein nach Uelax der Friedensbotschaft selbst verrathen, als es die Verfassung Finlands langsam, aber sicher ins Werk setzte. Zur Förderung russischer Kultur und Kunst in Finland wurde ein russisches Theater mit jährlich 12 750 Rubeln subventionirt, die Durchführung der Münzeinheit angeordnet, Senatoren, Gouverneuren und allen höheren Beamten der ausschließliche Gebrauch der russischen Sprache zur Pflicht gemacht u. s. w.

In den letzten Wochen erst hat Carl von im dritten Theil seiner Arbeit über deutschnationale Politik dem Deutschen Reich und Oesterreich den Rath erteilt, gegen das verhasste Slaventhum Stützen in der Türkei und in Finland zu suchen. Da ist denn der Schlag, den Rußland ohne Flinten und Kanonen gegen Finland geführt hat, besonders geeignet, in Deutschland nachdenklich zu stimmen.

Wie in Deutschland können uns viel schwerer als Rußland einschließen, auch nur einen Theil unserer Rüstung abzulegen. Wir besinnen uns in Friedenszeiten viel zu wenig auf uns selbst. Ein offener Angriff des Feindes, daran zweifle ich nicht, würde die Zeiten der „Wacht am Rhein“ erneuern; doch eines uns leise beschleichenden Giftes fremder Art würden wir wenig achten. Darum muß unser Völkthum der kriegerischen Alarmirung zu gewissen Zeiten bedürftiger erscheinen.

Goethe hat über den Stoff des Krieges gesagt:

„Keiner belächelt sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt Ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.“

Je schärfere Prägung auf einander prallende Rassen haben, je kräftiger weiterwucherndes Volksthum ist, um so entschiedener wird sich der ewige Kampf der Natur auch im Leben der Völker widerspiegeln. Mit dem Verschwinden hunderter Kragen und blinkender Helmspitzen wird an sich recht wenig geändert. Nicht mehr so leicht wird heute neuer Boden vaterländisch gemacht wie in den Zeiten, da ein Volk seine Heerden weitertrieb und seine Zelte versetzte; und je mehr Kulturwerthe ein Volk geschaffen hat, desto stärker ist es auch mit seinem Grund und Boden verwachsen. Das deutsche Volksthum zählt Hunderttausende von Männern, auf denen dieser Zusammenhang beruht: sie bestimmen den Charakter des Landes, sie sind das Land. Da, wo sie sind, ist der Boden deutsch, ob er auch anders heiße. Ihre Kraft ist nicht abhängig von dem Maß der militärischen Rüstungen. Je höher ein Volksthum, desto zuverlässiger seine Bemühung im Existenzkampf, desto wahrscheinlicher aber auch sein Bemühen, keine unnöthigen Schläge zu führen, und desto geringer die Möglichkeit, es durch Kanonengriffe zu vernichten. Wenn Bismarck im Jahre 1873 meinte, nach einem zweiten Sedan werde Frankreich von der Landkarte verschwinden, so erklärte er damit das französische Volksthum, vor dessen Angriffen Deutschland endlich einmal Ruhe haben will, eben für so gesunken, daß sich im Nothfalle nicht nur Mittel finden lassen würden, seine Existenz auf der Landkarte zu beseitigen, sondern auch, die *disjuncta membra* in anderen Völkern aufgehen zu lassen. Freilich wäre Das nicht denkbar, ohne daß diese Völker Etwas von gallischer Art annehmen würden, — denn reiflos geht kein Volk unter: sein „ganz besonderer Saft“, das Blut, wird gerade da fortwirken, wo man es „aufgefangt“ hat. Kein untergegendes Volk ohne eine besondere, wenn auch über seine Lebensfähigkeit nicht mehr entscheidende Tugend, die als Vermächtniß vom Toten auf das Lebende übergeht. Je mehr sich die Völker von primitiven Zuständen entfernen, um so weniger entscheiden die großen Zusammenstöße allein über ihre Schicksale. Ueber alle Grenzen hinweg wandern die friedlichen Pioniere des einen Volkes in das Land des anderen, — und in diesem Kampf entscheiden andere Eigenschaften als militärische. Als Mittel zum Siege über einen anerkennenden, wenn auch nicht „ultimierten“, so doch mit besonderer Zähigkeit begabten Feind genügt weder bloße Freundlichkeit noch bloße Kriegsbereitschaft. Hier muß ein starkes, bewußtes Leben eigener Art, eine bewußte Entwicklung und Hochhaltung der Stammesvorzüge alle Getreuen durchdringen, und zwar zu jeder Stunde, nicht erst dann, wenn der Zusammenstoß eingetreten ist. Der rohen Gewalt des rückständigeren Volksthumes wird dann allerdings die Ratione Halt zu gebieten haben.

Daß durch Konferenzen ein ewiger Weltfriede je zu Stande gebracht werden wird oder daß Schiedsgerichte Stammes- und Rassenfragen historisch lösen können, glaube ich nicht und vermag auch der Verminderung der Heere um einige Tausende keinen großen Werth beizulegen. Ein schöner Erfolg ernstlichen Nachdenkens über das Militärwesen wäre jedoch möglich: die Zurückdämmung des „Militarismus“. Der Wehrstand sollte einsehen, daß er nichts ist ohne einen kernhaften Bürgerstand. Das Militär allein ist eine schwächliche Seite, die erst durch den Resonanzboden eines mannhaften Volksthumes Schwungkraft und Stärke erhält.



Tuberkuloseheilstätten.

Idem vierundzwanzigsten Mai tritt in Berlin der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit unter glänzenden Auspizien zusammen. Die Lungenheimsucht rafft jährlich in England auf eine Million Einwohner 2675, in Frankreich 2702 und in Deutschland ungefähr 3400 Menschen hin; auf sie entfällt über ein Sechstel der Totalsterblichkeit in der ganzen Welt und ihr erliegt die Hälfte aller jungen Leute, die zwischen dem zwanzigsten und dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr sterben. Wie erklärt sich diese furchtbare Verbreitung? Schwächt sich das Gift mit der Zeit nicht ab, wüthet es im Gegentheil stärker?

Veider bereitet die Proletarisirung der Massen durch die damit geschaffenen ungünstigen Lebensbedingungen der Seuche einen vorzüglichen Nährboden; und obgleich unsere Civilisation alle Verbreitungswege der Seuchenkeime kennt, ist sie bis jetzt nicht bewußt und vor Allem nicht thatkräftig an Maßregeln herangetreten, die der Uebertragung in genügender Weise entgegenwirken. Auf zahlreichen Kongressen, in Resolutionen und Referaten hat man die Bekämpfung der Tuberkulose als Ziel der sozialen Hygiene proklamirt, an bakteriologischen und pathologischen Experimenten haben es die Institute zur Erforschung der Infektionskrankheiten nicht fehlen lassen und doch ist das praktische Ergebnis höchst geringfügig geblieben. Noch immer sind die besitzenden Klassen nicht zu der Einsicht gelangt, daß die Gesundheit der einen Volksschicht von der Gesundheit der anderen abhängt und daß die Lebensverhältnisse der größten Masse entscheidend sind. Die Bekämpfung der Tuberkulose hat man im Wesentlichen der Medizin überlassen; und nachdem abwechselnd arzeneiliche Polypromasie und therapeutischer Nihilismus mit gleichem Mißerfolge geherrscht haben, kommt heute allein die hygienisch-diätetische Heilmethode noch in Betracht. Damit ist man wieder auf dem Standpunkt der hippokratischen Schule angelangt. Für sie gab es nur kranke Individuen mit symptomatischen Erscheinungen in unendlicher Quancirung und ihr Bestreben war, diese Erscheinungen in ihrer kausalen Abhängigkeit von der somatischen und physischen Disposition und den äußeren Einwirkungen zu erkennen, um danach die effektiven Heilmittel zu bestimmen. Die hippokratische Medizin war wesentlich praktisch: *ratio medendi*. Sie bevorzugte die hygienisch-diätetischen Mittel: sie sind einfach und können überall angewendet werden.

Das Alterthum hielt die Phthisis wohl für hebenklich, aber nicht für unheilbar. Man sah, daß trotz ausgesprochenen Symptomen eine Genesung möglich war, und bemühte sich, durch Veränderung des Klimas, durch Seereisen und Ähnliches dem aus dem speziellen Fall sich ergebenden Indicationen zu entsprechen. Das änderte sich erst, als man begann, in allen Fällen der Phthisis Neubildungen anzunehmen, deren Entstehung auf inneren Ursachen beruhe. In der Meinung, daß gegen Neubildungen, so weit sie nicht dem Messer zugänglich sind, überhaupt nichts zu machen sei, erklärte man die Krankheit für unheilbar und überließ sich einer dumpfen Resignation. Alle Prophylaxe wurde illusorisch, die Therapie symptomatisch. Und diese Frenwege führten mit allem Zubehöe pharmakologischer Spielereien tief in unser Jahrhundert hinein. Erst die neuere Medizin, besonders der wiener Skeptizismus der Schule von Roskindsky und Skoba, räumte mit der traditionellen Therapie auf und basirte, indem sie das „*nihil nocere*“ zum leitenden Grundsatz

erhob, die eigentliche Heilung, die Rückkehr krankhaft veränderter Functionen und Gewebe, chemischer und physikalischer Prozesse zur Norm, auf die Lebensvorgänge im Organismus selbst. Dann folgten die Entdeckungen Pasteurs und Kochs, die systematische Ausbildung der Lehre von den Mikroben und ihrem spezifischen Strich, — und damit war der Praxis der Weg zu sanitären Reformen von der höchsten Bedeutung gewiesen. Bereits ist es gelungen, durch die Beseitigung infektösen Trinkwassers und durch die Melioration versauhten Untergrundes trotz der Ueberfüllung mit Menschen, trotz aller Ungunst der großstädtischen Verhältnisse, dem Typhus erfolgreich entgegenzutreten; und als die Cholera vor wenigen Jahren in das Land einbrach, war es möglich, sie an dem Ort ihres ersten Auftretens zu lokalisieren. Nur eine rationelle Hygiene vermag die Entwicklung pathogener Keime im menschlichen Organismus zu verhindern; und so hat sich auch für die Tuberkulose als einzig zweckmäßige Behandlung die hygienisch-diätetische Heilmethode ergeben. Daraus erklärt sich die besondere Aufmerksamkeit, die heute der Heilstättenfrage entgegengebracht wird. Immerhin darf man nicht übersehen, daß die Errichtung von besonderen Heilstätten für tuberkulöse Erkrankte, so groß ihre Wohlthaten für Einzelne sein mögen, zur Ausrottung der Krankheit nicht führen kann. Und zwar liegt Das nicht nur daran, daß sie auf die Therapie der erkrankten Einzelnen beschränkt sind, ohne der allgemeinen Prophylaxe dienen zu können. Zwei wichtige Umstände sind bei der Beurtheilung der Heilstätten bisher, wie mir scheint, nicht genügend berücksichtigt worden. So günstig die Anstaltsbehandlung wirken kann, wenn sie früh einsetzt, so handelt es sich dabei, nach den übereinstimmenden Voten der Anstaltsdirigenten, doch nicht allein um die hygienisch-diätetischen Maßregeln, die angewandt werden, sondern vor Allem um eine gewisse Gewöhnung und Erziehung. Der Behandelte lernt in der Anstalt Lust und Wohl schätzen, er gewöhnt sich an Abhärtung und zweckgemäße Diät, an Gymnastik und hydropathische Behandlung; er lernt ein geordnetes Leben kennen und kommt zu der Einsicht, daß alles Das auch in Zukunft seine Pflicht sein muß. Die Krankheit ist zum Stehen gebracht, er kann wieder arbeiten und verläßt die Anstalt mit den besten Vorsätzen, — und in der weitaus größten Zahl der Fälle tritt er in ganz die selben ungünstigen Lebensverhältnisse zurück, die seine Krankheit verschuldet haben und alle guten Vorsätze unausführbar machen. Was nützen also die Heilanstalten, so lange das Elend die Massen in ungesunde Wohn- und Arbeitsräume zusammenpfercht und schlechte Ernährung die Körper entkräftet? Dadurch, daß die Heilstättenbehandlung intermittirend in die Sphäre der ungesunden Lebensverhältnisse tritt, vergrößert sie mit der Zahl der partiell und zeitweilig Geheilten, die auf den Nährboden der Krankheit zurücktreten, sogar die Menge des Tuberkelgiftes, das verschleppt wird und neue Opfer fordert. Und dann: begünstigen besondere Einrichtungen zur künstlichen Erhaltung krankhafter Individuen nicht die erbliche Fortpflanzung der Krankheit ganz außerordentlich? Die hereditäre Belastung, der phthisische Habitus waren den Aerzten des Alterthumes wohl bekannt und sie spielen noch heute in der Aetiologie eine wichtige Rolle. Der Keim der Ansteckung geht eben von einer Generation auf die andere über.

Mit großer Begeisterung ist man in der jüngsten Zeit an die Errichtung von Heilstätten gegangen und große Hoffnungen werden von den Freunden der

Bewegung auf die Beschlüsse des Kongresses gesetzt. So bereitwillig man anerkennen wird, daß die Heilstättenbehandlung in hygienisch ausreichenden Anstalten zur Zeit die beste Therapie der Lungentuberkulose ist, muß man aber doch vor übertriebenen Hoffnungen warnen. Alles für die Behandlung der Lungenschwindsüchtigen, nichts zum Schutze vor der Lungenschwindsucht: Das ist die Signatur der modernen Heilstättenbewegung. Und doch ist es leichter, hundert Menschen vor Erkrankung zu schützen, als einen Einzigen zu heilen, der erkrankt ist. Noch vor zwei Jahrzehnten hätte man eine andere Ansicht vertreten können. Seit man aber weiß, daß der Tuberkelbazillus der ätiologische Träger der Krankheit ist, kann man die Ausrottung der Volkskrankheit nur von einer direkten Bekämpfung dieses Krankheitsträgers erwarten. Davon die weitesten Kreise zu überzeugen und energische Maßregeln in dieser Richtung anzubahnen, möge dem Kongreß gelingen.

Mannheim.

Dr. Julian Marcuse.



Eine franko-russische Gründung.

Die große Zahl von neuen Unternehmungen in Rußland, die von Franzosen und Belgiern ins Leben gerufen worden sind, ist bekannt. Sie ist aus einem bloßen Ueberschuß an Kapitalien und technischen Kräften, der in Deutschland fehlt, nicht zu erklären: es ist da noch ein weiteres geheimnißvolles Etwas vorhanden. Das ist die Leichtigkeit, mit der man in Paris und Brüssel Gesellschaften gründet, ohne es mit der Verantwortlichkeit vor den Aktionären allzu genau zu nehmen. Um ein Beispiel davon zu geben, greife ich die Entstehung der pariser Compagnie Industrielle du Platino heraus, über die mir eine Reihe von lehrreichen Informationen vorliegen.

Platin ist sehr kostbar und wird — nach den zuverlässigsten Schätzungen — beinahe zu 96 Prozent im Ural gewonnen, der kleine Rest vertheilt sich auf Australien, Borneo, Kolumbien, die Union und Kanada. Das machte es möglich, dieses Edelmetall gleichsam zu verschleichen; und eine londoner Firma, Johnson Mathey & Co., hatte ihre Vorherrschaft am Markt schon zu einer Zeit begründet, als der Verbrauch noch relativ gering war. Alle anderen Häuser — selbst Demoulin Cematre in Paris, die in der interessanten Eingabe der Platinmächter an die russische Regierung als selbstständige Käufer genannt werden — gehörten im Grunde doch nur zu den Schachfiguren der londoner Firma, die diplomatisch genug war, stets möglichst verdeckt zu arbeiten. Regte sich dennoch einmal, wie einst bei einem süddeutschen Fabrikanten, ein gewisser Unabhängigkeitstrieb, so wurde ein solcher Outfider schleunigst in das Consortium aufgenommen.

Gebraucht wird Platin von den chemischen Industrien, von den Laboratorien, zum Schmelzen und Probiren der Metalle, von der Photographie, von der Bahntechnik, für Schmuckfachen u. s. w. Früher prägte man in Rußland daraus auch Münzen; sie wurden aber eingezogen, seit der Marktwertth größer wurde als der Münzwertth. Die Uralproduktion hat in den letzten acht Jahren zwischen 260 und 350 Pud, also zwischen 4066 und 5474 Kilogrammen, geschwankt. Ein einziges

hanauer Haus bezieht davon über 100 Pud, mag aber Unteraufnehmer haben. Die Schmelzer — höchstens acht an der Zahl — kaufen das Rohmaterial nach Kilogrammen, geben das raffinierte Platin aber auch nach Gramm an.

Nun hatten sich allmählich aus dem londoner Monopol zwei Nebenstämme entwickelt: die Platinwäscher wurden gedrückt, weil sie, wenn alle Hüllen fielen, doch immer nur mit einem einzigen Käufer zu thun hatten, und die Abnehmer des raffinierten Platins mußten sich die willkürlichsten Preise gefallen lassen, weil im Grunde auch nur ein einziger Verkäufer vorhanden war. Was man sich in der Art gegen die europäischen Fabrikanten erlaubte, geht aus der Preissteigerung seit 1895 hervor. Um die Wende des Jahres 95 kostete das Kilogramm 1555 Mark, im Frühjahr 1896 bereits 1620, im Januar 1897 kostete es 1660, im Sommer des selben Jahres 1700, 1898 im Frühjahr 1800, im September 2000, — und heute kostet es 2250 Mark. Da Platin schwierig zu bearbeiten ist, so kam bereits früher bei den Platinretorten innere Vergoldung vor, jetzt — nach der Preistreiberei — giebt es chemische Fabriken, die ihre Retorten ganz aus Gold herstellen lassen; und auch eiserne Retorten werden neuerdings angewandt, die zwar sehr rasch verbraucht werden, dafür aber um so billiger sind. Nicht minder hatten die Platinwäscher über Ausbeutung zu klagen. Die Gewinnung geschieht außer auf den Besitzthümern der Demidow und Schawalow nur auf Grund und Boden des Staates und nach einem Gesetz vom Jahr 1889 sind die Unternehmer — theils Eingeborene theils eingewanderte Russen — verpflichtet, sich über das gedöberte Rohprodukt vor dem Staatslaboratorium für den Ural auszuweisen. Dieses prüft das Material auf etwa darin enthaltenes Gold und zieht eine Pachtabgabe von drei Prozent naturaliter ein, — eine Abgabe, die von der londoner Firma mit übernommen wurde. Rationeller wäre es da freilich gewesen, daß der Staat selbst als Monopolkäufer der Rohproduktion auftrat, ein Ausfuhrverbot erließ und das Raffiniren in eigenen Anstalten zu annähernd festen Sätzen besorgte. Staatliche Raffinerien empfehlen sich zur Einschränkung der Diebstähle, die sich heute bis zu einem Viertel der ganzen Förderung aufsummiren mögen. Die Goldausfuhr ist verboten, man scheint aber nicht abgeneigt, gerade dieses Verbot aufzuheben. Das an die Regierung abgelieferte Gold wird zum großen Theil in Scheinen bezahlt, die diskontirt werden, ehe sie an ihre Einlösungstelle gelangen. Nehuliches wurde nun auch bezüglich des Platins vorge schlagen, jedoch abgelehnt. Eine Eingabe der kuschwinschen Bauern an das auswärtige Ministerium lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die geringen Preise, die die Wäscher erzielen, und ersuchte, im Ausland Informationen über den Stand der Platinindustrie einzuziehen. In den Schätzen des Uralgebietes sei die Rohware kaum abzusehen, kein auch nur annähernd überschüssiger Marktpreis existire, der Preis schwanke nicht nur von Tag zu Tag, sondern selbst stündlich und alles Das werde noch durch arglistige Manipulationen der Käufer verschärft, die bald vorschüpften, die Industrie gehe zurück, weil andere Metalle das Platin verdrängten; bald von großen Funden in anderen Ländern fabelten, durch die man in der Lage sei, sich um die Uralproduktion überhaupt nicht mehr zu kümmern. Hätten sich die Händler und Vermittler dann in der Stille ein gewisses Quantum gesichert, so fielen ihnen die Hauptmengen zu wahren Schleuderpreisen zu, so daß an Ort und Stelle nicht die Hälfte des Marktpreises zu erhalten sei.

Diese Eingabe hatte eine Umfrage der Regierung und die verschiedensten Vorschläge zur Folge. Große Bezugsinteressenten, darunter auch deutsche Unternehmer, riefen zur Stabilisirung der bereits erwähnten Staatsraffinerien, die die Zwischenspesen verringern, den Wäschern bessere Verkaufsbedingungen und den Abnehmern die Befreiung vom dem Joch der Monopolfirma bringen sollten, und in Petersburg schien man bereit, darauf einzugehen, als plötzlich eine französische Compagnie dazwischen trat und die ausschließliche Konzession erhielt.

Die Internationale Handelsbank in Petersburg und ihr Leiter Rothstein wurden dabei nicht genannt, aber ohne sie können die Franzosen unmöglich ihr Ziel erreicht haben. Das Aktienkapital beträgt nicht weniger als sechszehn Millionen Francs und ich werde mich nachher mit der Frage beschäftigen, wie sich die Herren eigentlich die Möglichkeit einer Dividende vorstellen. Zwei Drittel der Minenrechte sind in kleinen Händen, nur zwei Großbesitzer sind vorhanden: Graf Schumalow und die Erben des Fürsten Demidow. Mit diesen wurden zehnjährige Verträge abgeschlossen und es gelang, über die Hälfte der gesamten Platinproduktion in eine Hand zu bringen.

Als Mittler zwischen der neuen Gesellschaft und den bisher selbständig gewesenen Minenberechtigten tritt ein Portugiese mit vollkommenem Namen auf. „M. le vicomte André de Proença Vieira apporte à la Société“, heißt es in den Statuten, in denen alsdann auf sieben Seiten eine Aufzählung aller von dem Vicomte erworbenen oder kontrolirten Minenrechte in den Gouvernements von Orenburg und Perm folgt, — der Gründlichkeit halber sogar unter näherer Angabe, ob „près du rocher“ oder „dans la vallée“ oder „sur un affluent de la rivière“ u. s. w. Auch wird von Gold- und Platin-Minen gesprochen, obgleich man sich versichert, daß außer von Platin absolut nicht die Rede sein könne. Denn die Schürfrechte auf edle Metalle sind keineswegs in dem Minenbesitz mit enthalten; und noch dazu konnte die Gesellschaft überhaupt nur Minenrechte, nicht Minenbesitz, erwerben.

Und was erhält der portugiesische Vicomte für seine Mühe und Geschicklichkeit? Es scheint beinahe, als ob die Aktiengesellschaft nur gegründet wurde, um einen möglichst großen Theil ihres Kapitals sofort als Vermittelungsgebühr herzugeben, denn der Mann mit dem langen Namen bezieht 20 000 Aktien à 500 Francs — 10 Millionen Francs „en représentation des apports“ und 5400 000 Francs bar für Reisefosten, Expertisen, Stempelauslagen, Unkosten der einzelnen Verträge u. s. w. Schließlich erhält er noch 1562500 Francs in vierund-einhalbprozentigen Obligationen, die binnen sechs Monaten nach Konstituierung der Gesellschaft zahlbar sind. Damit ist aber ungeheurerlicher Weise die Ablösung der Minen noch immer nicht vollständig geschehen. Denn die Statuten machen bei jeder namentlich aufgeführten Mine einen Vorbehalt zu Lasten der Gesellschaft: „de payer le solde restant dû par M. le vicomte“ u. s. w. oder: „la promesse que la Société pourra acquérir, si bon lui semble, pour un prix qui ne dépassera u. s. w. Es ist sicher, daß auf diese Weise noch weitere vier Millionen Rubel, also 10 800 000 Francs, zu bezahlen sein werden. Wenn es schon schwer ist, den Werth der Apports auch nur annähernd zu taxiren, so ist es noch schwieriger, die Summe zu ermitteln, die nach allem Abplitterungen den ehemaligen Inhabern wirklich zufällt. Selbstverständlich kommt man in solchen Fällen nicht mit kleinen Trink-

geldern aus, aber eine Art Kontrolle hätte sich der Aufsichtsrath doch sichern können. Wer weiß übrigens, ob dieser Vicomte nicht bloß ein Strohmann ist, der die Ehre hat, seinen Namen für eine eben so ausgedehnte wie seltene Theilung herzugeben, an der Slaven und Romanen gleichmäßig partizipiren?

Und noch eine Gewinnchance! Weber der Herr Vicomte noch die russischen Platinwäscher dürften sich entschlossen haben, Aktien in Zahlung zu nehmen, deren Absatz ihnen unsicher schien; und wenn die Gründer der Gesellschaft mit einem häßlichen Agio rechnen, kann auch der Vermittler hoffen, seine zehn Millionen mit Nutzen zu realisiren. Solche Ausverkäufe gehen in Paris bei geschickter Reflame überraschend glatt von Statten. Besonders, wenn es sich um Edelmetalle handelt und wenn — wie hier der ehemalige Kolonialminister Lebon — ein Vertrauen erweckender Mann an dem Unternehmen theilhaftig ist.

Da nun, abgesehen von der Vergütung in Obligationen, schon 15400000 Francs an den Vicomte gehen, so beträgt das restirende Aktienkapital nur noch 600000 Francs. Der ganze Betrieb muß also aus den Obligationen bestritten werden und eben so auch die noch den einzelnen Verträgen noch ausstehende Abzahlung, wenn nicht, wie bereits vorgesehen ist, das Kapital erhöht wird. Woher soll da nun die Dividende kommen? Der Plan läßt sich errathen, aber es ist ein wahrer Plan der Verzweiflung. Man scheint nämlich, um die russische Regierung einzulassen, zwar die Wäscher besser zu stellen, dafür aber die Abnehmer um so mehr schrauben zu wollen. Zu diesem Zweck wurde sogar die Scheu vor den Herren Johnson Mathy & Co. überwunden und mit ihnen, weil sie angeblich noch ein Vorrecht auf die demidowsche Produktion haben, ein Bündniß geschlossen. Der Ring ist also schlimmer als je und kann nur gesprengt werden, wenn der übertheure Preis einmal zurückgewiesen wird und dadurch eine Jahresproduktion ganz oder zum größten Theil liegen bleibt. Das Ende vom Lied wird aber doch der Zusammenbruch der Gesellschaft sein. Und aus ihren Trümmern wird dann das solide Unternehmen hervorgehen, das ohne Riesengratifikationen und ohne ungeheure Agiogewinne den ehelichen Verkehr zwischen den Produzenten und den Verbrauchsinteressenten in die Hand nehmen wird.

Was aber Alles mit Hilfe französischer Finanzkünste in Rußland möglich ist, lehrt diese Gründung in typischer Weise. Dabei baut sich der ganze Lotterienplan — man gestatte mir diese Bezeichnung — auf nur einem halben Eisenbahnwaggon auf, denn darin haben die 5500 Kilogramm der Jahresausbeute Platz.

Pluto.



Herr Peter Rosegger bittet mich um Aufnahme der folgenden Zeilen: „In meinem Aufsatz: ‚Die Persönlichkeit Jesu‘ („Zukunft“ vom dreizehnten Mai 1899) soll es heißen, daß mit Ausnahme von Matthäus und Johannes keiner der Evangelisten und Biographen den Heiland persönlich gesehen hat. Da besonders in Deutschland sich ein lebhaftes Interesse für meine Skizze gezeigt hat, schäme ich mich beinahe, daß sie gar so bescheiden und flüchtig ausgefallen ist; ich werde das Thema nächstens ausführlicher behandeln.“